



EDITORIAL

Die verschiedenen Disziplinen, die im allgemeinen Sprachgebrauch unter dem Begriff „Archäologie“ zusammengefasst werden, unterlagen mehrfach einem Paradigmenwechsel. So vermerkte Johann Joachim Winckelmann, der im Gründungsjahr der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (1759) in Rom lebte, noch vergleichsweise unbelastet von Fragen der Stratigraphie und Statistik: „*Der Sonntag ist von uns bestimmt, überall herum zu kriechen, und in allen Winkeln Alterthümer aufzutreiben.*“ Im Übrigen zog es den „*erste[n] Deutsche[n], welcher hier das Haupt in der Antiquität erhoben hat*“, wiederholt von der Tiberstadt an den Golf von Neapel: insbesondere in die 79 n. Chr. während eines Vesuvausbruchs zerstörten Städte Pompeji und Herculaneum, in denen er freilich nicht nur „*herum kroch*“, sondern auch erstmals das Schema für eine wissenschaftliche Grabungsbeschreibung entwarf.

Seither hat sich freilich in methodischer Hinsicht vieles verändert. Das macht der in diesem Heft enthaltene Beitrag über *Archäologie und Denkmalpflege im Schatten des Vesuv* (S. 20) deutlich, der ein Forschungsvorhaben vorstellt, das die Kommission zur Erforschung des antiken Städtewesens zusammen mit dem Deutschen Archäologischen Institut in Pompeji durchgeführt hat. Welche Faszination von den Überresten der Antike zu allen Zeiten ausging, zeigt die Ausstellung „*Verschüttet vom Vesuv: Die letzten Stunden von Herculaneum*“, die derzeit in der Archäologischen Staatssammlung in München zu sehen ist (S. 67).

Dass die Akademie sich seit ihrer Gründung mit dem Thema Archäologie auseinandergesetzt hat, kann u. a. durch die Tätigkeit des *Johann Georg Dominicus von Linbrunn* belegt werden (S. 4), der hauptsächlich die in Grünwald bei München aufgefundenen „Alterthümer“ auswertete. Seither hat die Akademie zahlreiche archäologische Projekte betreut oder mitbetreut, wie z. B. das *Corpus Vasorum Antiquorum* (S. 16), dessen deutsche Abteilung traditionell bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften angesiedelt ist, oder das *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie*, das mosaiksteinartig zum Verständnis des Alten Orients beiträgt (S. 53). Von der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Donau- und Alpenländer werden Ausgrabungen in Südtirol (*Säben*, S. 56), in der Schweiz (*Septimer*, S. 28), im Allgäu (*Auerberg*, S. 32), in Regensburg (*Niedermünster*, S. 38) und in Syrien (*Limes*, S. 46) vorgestellt. Zur Frühmittelalterforschung wurde eine gewichtige Publikation über den auf der Fraueninsel gelegenen Klosterkomplex *Frauenwörth* (S. 63) vorgelegt. In vielen dieser Beiträge wird die Frage der Übergänge von der Antike zum Mittelalter angesprochen: Dieser „unendlichen Debatte“ widmet sich ein internationales Kolloquium vom 28. bis 30. März 2007 in der Akademie (S. 45).

Insgesamt ist dieses Heft von „Akademie Aktuell“ der Versuch, aus der Fülle der geistes- und naturwissenschaftlichen Arbeitsgebiete der Akademie einen Schwerpunkt herauszugreifen und in einer größeren Bandbreite vorzustellen. Die Reaktion der Leser wird zeigen, ob weitere Schwerpunktheft folgen.

Prof. Dr. Thomas O. Höllmann
Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse



ARCHIV

INHALT. AUSGABE 03/2006. HEFT 18

GESCHICHTE

- 4 **J. G. Dominicus von Linbrunn (1714–1787)**
Neubeginn der landeshistorischen Römerforschung in Bayern

PROJEKTE

- 16 **Das Corpus Vasorum – ein modernes Forschungsinstrument**
Alte und neue Publikationsformen begegnen sich bei diesem internationalen Projekt
- 20 **Archäologie und Denkmalpflege im Schatten des Vesuv**
Untersuchungen an der Casa dei Postumii
- 25 **Auf der Suche nach dem Ursprung des Atriumhauses**
Ausgrabungen in Marzabotto
- 28 **Der römische Alpenfeldzug über den Septimer 15 v. Chr.**
Sensationelle Funde am fast vergessenen Alpenübergang im Blickpunkt der Forschung
- 32 **Der Auerberg**
Eine römische Bergsiedlung des frühen 1. Jahrhunderts n. Chr.
- 38 **Vom römischen Militärlager zur mittelalterlichen Stiftskirche**
Archäologie unter dem Niedermünster zu Regensburg
- 46 **„Sunt enim castella barbaris opposita“**
Der Römische Limes an der Ostgrenze des Imperium Romanum

PUBLIKATIONEN

- 53 **Der Alte Orient als Mosaik**
Neuer Faszikel des Reallexikons der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie erschienen
- 56 **Säben – Sabiona: Archäologie und Geschichte**
Dokumentation des spätantik-frühmittelalterlichen Bischofsitzes in Südtirol
- 63 **Frauenwörth**
Abschluss der Grabungsarbeiten
- 66 **Der bayerische Herkules**
Neuerscheinung zur Tapisserie im Plenarsaal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

TERMINE

- 67 **Faszination Antike**
Herculaneum-Ausstellung in München
- 70 **Vorschau**
Oktober bis Dezember 2006



GRÜNDUNGSGESCHICHTE

Johann Georg Dominicus von Linbrunn (1714–1787)

*In memoriam Ingolf Bauer
(1.5.1942–15.8.2006)*

SEIN WIRKEN AM NEUBEGINN LANDESHISTORISCHER RÖMERFORSCHUNG IN BAYERN
NACH DER WIEDERENTDECKUNG HERCULANEUMS.

VON LUDWIG WAMSER

Die stolze Vergangenheit des Grünwalder Mauerschlosss – auch Herzogschlosschen, Parkschlössl, Baumeister- oder Maurerhaus genannten Mittelbaus des heutigen BRK-Schwesternheims als Jagdschloss Herzog Ferdinands (1699–1738) –, das zeitweilig einen historisierenden Zinnengiebel besaß und mit seiner Südseite an den ursprünglich ummauerten, von Herzog Albrecht V. 1574 angelegten Tiergarten, das „Mauerfeld“, stieß, ist vielen alteingesessenen Bürgern Grünwalds wohlbekannt. Dass dieser – um 1616 von Herzog Albrecht VI., dem Leuchtenberger, errichtete – Bau ursprünglich als kubischer Walmdachbau des Typs „Hofmarkschloss“ ausgeführt war und 1731 zu einem streng achsialsymmetrischen Gebäudekomplex mit würfelförmigem Hauptbau und vorgezogenen, zweigliedrigen Seitenflügeln von gut 45 m Gesamtbreite erweitert wurde, war bis vor Kurzem indessen unbekannt.

Verifizieren ließ sich diese Neuerkenntnis durch die Entdeckung einer kleinen, um 1763 gefertigten Aufriss-Skizze (Abb. 2) besagten Bauwerks am unteren Rand eines kolorierten, im Bayerischen Nationalmuseum unlängst ausfindig ge-

machten *PLAN(S) der alten Römer Schanz an der Isar ligend, oberhalb Grünenwald*, dessen Kenntnis der kollegialen Zuarbeit von Ingolf Bauer † verdankt wird. Sein einstiger Auftraggeber ist der damalige Eigentümer des „Mauerschlosss“,



der churfürstlich-bayerische Münz- und Bergrat Johann Georg Dominicus von Linbrunn (1714–1787), Mitbegründer der churfürstlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften. Es erscheint daher sinnvoll und angebracht, diese erst teilweise erforschte Persönlichkeit,

der die Philosophische Klasse der Akademie, die bayerische Landesarchäologie und Grünwald die Erschließung eines wichtigen Bereichs der Geschichtsforschung verdanken, im Rahmen der archäologischen Schwerpunktthematik dieser Ausgabe von „Akademie Aktuell“ gesondert vorzustellen und ihre Verdienste zu würdigen. Lässt sich doch am Wirken Linbrunns nicht nur aufzeigen, dass nach der Wiederentdeckung der verschütteten Vesuvstädte während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Interesse an den römischen Altertümern auch in Bayern neu erwachte und die Beschäftigung mit ihnen seitdem zunehmende Bedeutung gewann; es illustriert auch die erhebliche Diskrepanz im historischen Bewusstsein zwischen jener südlichen, an prestigeträchtigen Entdeckungen so reichen Region mediterraner Hochkultur und dem nahezu unerforschten bayerischen Raum, der damals noch weitestgehend *terra incognita* war. Im Umfeld der 1759 gegründeten Bayerischen Akademie der Wissenschaften gerieten seinerzeit zwar auch die allgemein noch kaum bekannten Zeugnisse der römischen Vergangenheit des Landes ins Blickfeld der aufstrebenden landeshistorischen Forschung, doch waren damals – was Sachkenntnis und allgemeines Bewusstsein



über die römische Geschichte des Landes anbelangt – noch nicht einmal die Grundlagen für ihre wissenschaftliche Erschließung und die historische Bewusstseinsbildung der Bevölkerung gelegt. Zum besseren Verständnis des von Linbrunn erschlossenen wissenschaftlichen Neulands erscheinen daher einige Vorbemerkungen zum Geschichtsverständnis in den Jahrhunderten vor dem Zeitalter der Aufklärung sinnvoll und angebracht, soweit hierzu Aussagen über die nachfolgend zu behandelnde Kleinregion im südlichen Teil des Landkreises München möglich sind.

Geschichtsverständnis vor dem Zeitalter der Aufklärung

Als ältestes sicheres Beispiel gelehrter Beschäftigung mit der *vetustas* – dem ehrwürdigen Alter – schriftlicher und archäologischer Geschichtsquellen, die als Belege für die Anwesenheit römischer Truppen und das Vorhandensein römerzeitlicher Relikte in der Isartalregion um Grünwald herangezogen wurden, kann die zwischen 1519 und 1533 in lateinischer und deutscher Fassung entstandene *Bayrische Chronik* des ersten Landeshistoriographen Bayerns gelten, des aus Abensberg stammenden Humanisten Johannes Turmair, genannt Aventinus (1477–1553). Rückte doch damals mit dem sog. Perlacher Feld am nordöstlichen Randsaum des Grünwalder Forstes auch der Isartalabschnitt zwischen Wolftratshausen und München insofern in den Blickpunkt seines historischen Interesses, als er – wie wir heute freilich wissen, fälschlicherweise – glaubte, auf besagtem Feld den authentischen Schauplatz einer Schlacht des Jahres 502 lokalisieren zu können, wo die *Römischen Legionen gantz vnd gar auff's Haupt erlegt* worden seien. Auch die Hauptstadt der römischen Provinz Raetien, *Augusta Vindelicum* (Augsburg), habe damals das

BAYERISCHES NATIONALMUSEUM, ARCHÄOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG MÜNCHEN

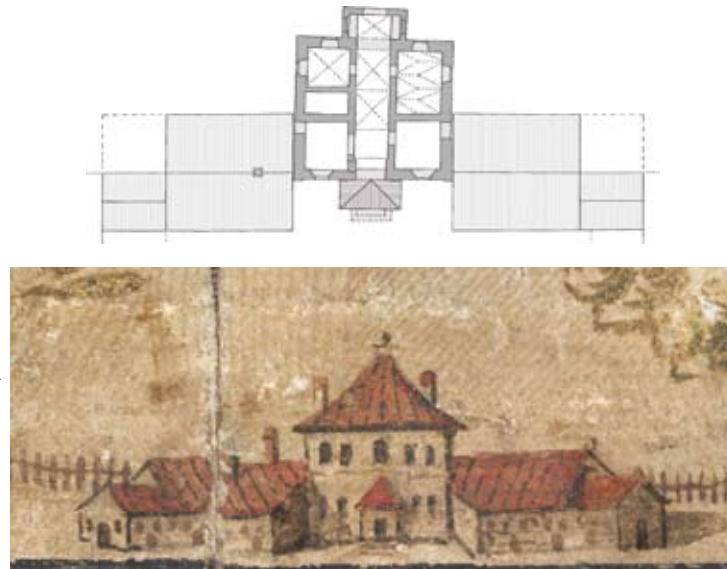


Abb. 2: Grundriss des 1616 errichteten Mittelbaus mit Aufsicht der 1731 angegliederten Seitenflügel (oben) und stark vergrößerte Aufriss-Skizze (unten) des sog. Mauer- oder Parkschlössl in Grünwald, das von 1763 bis 1787 Johann Georg Dominicus von Linbrunn, dem Besitzer des Schlosses Laufzorn, gehörte. Ausschnitt aus dem Übersichtsplan Abb. 11 (unterer Bildrand).

Schicksal der gänzlichen Vernichtung erliden müssen, wobei er die römische Augusta irrtümlicherweise in die Gegend *supra Monachium proxime Wolftratshusum* verlegte, nämlich an das *Ende, da die Isar und Loisa zusammen fließen*. Zwar äußerte er sich in seiner *Bayrischen Chronik* als Erster auch zu Fragen und Denkmälern, die heute besonders die Landesarchäologie angehen, so zur *Landwer* der Römer, dem Limes, und zu *dy alten burgstall*, den Wallanlagen, entgegen anders lautenden Darstellungen jedoch nicht zur „Römerschanze“ bei Grünwald im Süden Münchens. Gleichwohl prägte Aventin die Römerforschung durch die Niederschriften seiner Entdeckungen (Adversarien), aber auch seine Sammlungen, Übersetzungen und Interpretationen römischer Inschriften in Bayern, nachhaltig, wofür ihm in der humanistischen Geschichtsschreibung – wie vor allem aus der Augsburger Chronik Marcus Welsers (1595) hervorgeht – hernach zu Recht der ausdrückliche *danck von wegen vnsers Vatterlandes* abgestattet wurde.

Etwa zwei Generationen nach Aventins Werk bezeichnete dann der Geograph und Mathematiker Philip

Apian (1539–89) in seiner um 1582 verfassten *Topographia von Bayern* die (den bayerischen Herzögen aus dem Hause Wittelsbach seit der Mitte des 13. Jahrhunderts vornehmlich als Jagdschloss dienende) Burg Grünwald als *castrum pervetustum*, ohne sich freilich dezidiert darüber zu äußern, ob dem von ihm gewählten Eigenschaftswort *pervetustum* (= sehr alt, uralt) bereits damals (wie in späteren Zeiten romantischer Sinndeutung der mittelalterlichen Baulichkeiten Grünwalds) bestimmte – humanistischem Geistesklima erwachsene – Vorstellungen einer vormittelalterlichen resp. römischen Entstehungszeit der Anlage zugrunde lagen. Stand doch die „altehrwürdige“ – am Platz mehrerer früh- und hochmittelalterlicher Vorgängeranlagen errichtete, zuletzt 1486/87 zu einem repräsentativen Bergschloss umgestaltete und erweiterte – Burg Grünwald in jener Zeit bereits im Zeichen der Öffnung des Hofadels zur Renaissancekultur mit all ihren Ausdrucksformen einer Rückbesinnung auf die viel bewunderte Vergangenheit der klassischen Antike und damit einhergehenden Bestrebungen, herrschaftlichen – an Plätzen tatsächlicher oder angenommener Vorgängerbauten errich-



Abb. 3: Zierkartusche im Rokostil, mit den Emblemen der churfürstlich-baierischen Akademie der Wissenschaften (Ausschnitt aus dem Übersichtsplan Abb. 11).

teten – Burgen und Schlössern zur „Beglaubigung“ oder Herstellung einer (vermeintlich) weit zurückreichenden Ortstradition solch „angestammter“ Herrschaftssitze ein römisches resp. antikes Kolorit zu geben. Die ehemals reich – u. a. mit Szenen aus der Antike darstellenden „Historienmalereien“ des angesehenen Münchner Malers und Dichters Ulrich Fuetrer († 1496) und Renaissance-Stukkatoren nebst Kachelöfen mit allegorischen, an römischen Vorbildern sich orientierenden Darstellungsthemen – ausgestattete Grünwalder Burg war im Februar 1522 immerhin Schauplatz der religions- und landespolitisch bedeutsamen „Grünwalder Konferenz“ unter den beiden regierenden Herzögen Wilhelm IV. und

Ludwig X. (Letzterer am 18.9.1495 in der Burg Grünwald geboren) – zwei Brüdern, die anfänglich Zöglinge, später die Dienstherren ihres Präzeptors Aventin waren.

Der von Wilhelm IV. (1508–1550) begonnenen systematischen Pflege von Kunst und Wissenschaft zum höheren Ruhm des Hauses Wittelsbach verhalf sein Sohn Albrecht V. (1550–1579) mit dem Bau des Antiquariums in der Münchner Residenz [dem damals größten Gewölbebau Europas, dessen Sammlung (vorwiegend) antiker Büsten, Inschriftsteine und Münzen – darunter auch einige Fundstücke bayerischer Provenienz – wie an keinem anderen Ort diesseits der Alpen eine Vorstellung von dem Antikenbild jener Epoche vermittelte] zur ersten erstaunlichen Blüte. Dieser studierte Herrscher mit gelehrten und ästhetischen Interessen, der in München die Antikensammlung aufzubauen begann, die heutige Staatsbibliothek gründete, das Münzkabinett einrichtete und mit der Berufung Orlando di Lassos Münchens Hofkapelle zu höchstem internationalen Rang führte, daneben aber auch – wie schon sein Vater – in besonderem Maße der Jagdleidenschaft frönte und 1574/75 in Grünwald gleich zwei große ummauerte Tiergärten anlegen ließ, hatte mit dem Antiquarium ein „Studiolo“ für gebildete Konversation in Anknüpfung an sinnige Memorabilien geschaffen: „meist römische Porträts, die zu manchen literarisch-empfindsamen, auch moralisierenden Kommentaren Anlass boten und der Begeisterung für die Alten, für die *veneranda vetustas*, gefälligen Vorschub leisteten – einer Begeisterung, die vorwiegend philologisch-antiquarisch war“ (Straub 1994) und sich bis zu einem gewissen Grad anscheinend auch im einstigen künstlerischen – einen gehobenen Bildungsanspruch dokumentierenden – Interieur des Grünwalder Jagdschlusses und in der Ausstattung einiger kleiner nahe

gelegener Gärten herrschaftlichen Charakters widerspiegelte (vgl. auch Abb. 12).

Hatten sich die – in der Tradition der Universalgeschichtsschreibung stehenden – Humanisten vor allem darum bemüht, den überlieferten Schriftquellen, zu denen auch bayerische Funde römischer Inschriften gehörten, mit vorrangigem Blick auf machtpolitisch-historische, aber auch heils- bzw. religionsgeschichtliche und dynastische Fragestellungen zu Aspekten der allgemeinen, deutschen und bayerischen Geschichte Erkenntnisse abzugewinnen und diese gelegentlich durch einschlägige Altertumsfunde zu illustrieren, so konnte doch damals nördlich der Alpen von wirklicher, systematisch betriebener Bodenforschung (trotz unverkennbarer Einzelversuche einer ersten Präzisierung archäologischer Fragestellungen anhand von Realien und Neufunden als Quellen für die Regional- und Landesgeschichte) noch keine Rede sein. Die rasche, europaweite Verbreitung der Kunde von den aufsehenerregenden kampanischen Entdeckungen in Wort und Bild während des Zeitalters der europäischen Aufklärung und der damit einhergehende Erkenntnisgewinn über den historischen Aussagewert archäologischer Funde der Römerzeit dürften indessen auch den Blick für die landeshistorischen Bodendenkmäler der römischen – für das reichs- und religionspolitische Selbstverständnis seines Herrscherhauses ohnehin als bedeutsam erachteten – Geschichte Bayerns geschärft haben. Ähnlich wie im Falle des hohenlohischen Archivars und Historikers Christian Ernst Hanßelmann (1699–1775), der sich in seinen Arbeiten nicht allein auf literarische Quellen, sondern auch auf archäologische Befunde seines Wirkungsfelds stützte, war es in der Isartal-Region um Grünwald erst die nachfolgend zu behandelnde Leistung Linbrunns, die von ihm dort aufgespürten archäologischen

Geländedenkmäler als Erster am Gegenständlichen überprüft und in einen größeren geschichtlichen und geographischen Rahmen eingeordnet zu haben. Wenngleich manche seiner Erkenntnisse durch spätere Forschungen und den ständig anwachsenden Quellenbestand nicht bestätigt wurden, war er doch auch der Erste, der 1763/64 – am Beispiel der „Römerschanze“ bei Grünwald – einen Burgwall, d. h. eine nur noch im Verfallstadium erhaltene Buranlage, unter archäologischen Gesichtspunkten (in Form eines Grundrissplans mit Längsschnitt und einer topographischen Situationsdarstellung) dokumentierte und publizierte.

Linbrunns Herkunft

Von Linbrunn, dessen Name hier nach der Allgemeinen Deutschen Biographie 18 (1883) 93 ff. zitiert wird und im älteren Schrifttum auch in der Schreibweise Limbrunn, Limbrun, Lindprun oder Linprunn erscheint, wurde am 10. Januar 1714 im niederbayerischen Viechtach als Sohn eines Land- und Pflegegerichtsschreibers geboren. Nach dem Abschluss seines Studiums in Prag, Salzburg und Ingolstadt, wo er neben Rechtswissenschaften noch Philosophie gehört hatte, ging er zunächst in den praktischen Dienst, wurde erst Pfliegamtsschreiber in Neumarkt, dann in seiner Vaterstadt Viechtach. Wegen seiner umfassenden mineralogischen und montanistischen Kenntnisse wurde er 1750 als Münz- und Bergrat nach München berufen und seither vielfach mit Aufträgen bei Verhandlungen über Münzangelegenheiten betraut. 1757 als Vertreter Bayerns zu den Verhandlungen über den Münzkonventionsfuß nach Wien abgeordnet, erwarb er sich in so hohem Maße Vertrauen und Anerkennung, dass ihn Kaiser Franz I. in den Reichsadelsstand erhob und Kaiserin Maria Theresia ihn mit ihrem Brustbild an goldener Kette beschenkte.

Tätigkeit in München

Besondere Verdienste erwarb er sich in München durch seinen engagierten Einsatz für die Gründung einer „churbayerischen Akademie der Wissenschaften“, die am 28. März 1759 von Kurfürst Max III. Josef ins Leben gerufen wurde und aus der am 12. Oktober 1758 in der Burggasse 5 (Abb. 14, 15) – dem Münchner Haus und der Wohnung Linbrunns – die instituierte „Bayerische gelehrte Gesellschaft“ hervorging. 1759 wurde von Linbrunn erster Direktor der Philosophischen Klasse der Akademie, deren Mitglieder anfänglich wiederum in der Burggasse 5, seiner Privatwohnung, tagten. In welchem hohem Ansehen von Linbrunn stand, wird auch bei Lorenz Westenrieder, dem „Königlich wirklichen geistlichen Rat und Kanonikus“ (1748–1829), deutlich, der im ersten Teil seiner 1804 erschienenen *Geschichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften* u. a. schrieb: *Die Herren von Linbrunn und Georg von Lori legten zu München den Grund zu einer Akademie der Wissenschaften, welche auf ganz Deutschland wirken sollte. Die Unternehmung wurde durch den besten Erfolg gekrönt. Ganz Deutschland freute sich über die unvermuthete Erscheinung, und erwartete nichts Gemeines von den Männern, welche sie veranlasst hatten.*

Der vielseitig begabte Gelehrte war das einzige Mitglied aus der Gründungszeit der Akademie, das nicht nur die naturwissenschaftlichen Bemühungen der frühen Akademie wie die Venusobservation am 6. Juni 1761 – die Beobachtung des Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe mithilfe astronomischer, bei Brander in Augsburg gefertigter Spezialinstrumente – aktiv unterstützte, sondern auch historische Abhandlungen vorlegte. Wie Andreas Kraus in seinem 1959 erschienenen Werk *Die historische*

Forschung an der churbayerischen Akademie der Wissenschaften 1759–1806 dargelegt hat, fesselten von Linbrunn „jedoch nur die mit den Methoden der Naturwissenschaft zu behandelnden Themen“. Gleichwohl bezeugten seine Arbeiten „nicht nur Scharfsinn, sondern auch Belesenheit in den Quellen und in der Literatur“.

Archäologisch-topographisches Forschungsfeld Grünwalder Forst

Schon in den ersten Jahren nach Gründung der Akademie – wohl 1763 – war von Linbrunn, wie er in der zweiten, 1764 erschienenen Akademie-Abhandlung einmal selbst formulierte, das (bis zur Gebietsreform 1978 zur Gemeinde Grünwald gehörige) *Lehengut Laufzorn vor kurzer Zeit zufälliger Weise zu Theil geworden*. Dieses

Abb 4:
Burg Grünwald
von Südosten.



ARCHÄOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG MÜNCHEN



Abb. 5: stattliche, hinsichtlich seiner architektonischen Gestaltung dem Alten Schloss Schleißheim vergleichbare Jagdschloss (Abb. 5, 6) hatte der schon erwähnte – nach seiner Frau, der Landgräfin von Leuchtenberg, benannte – wittelsbachische Herzog Albrecht VI. in jenem wildreichen Waldgebiet als idealen Ausgangsort für seine jagdliche Passion errichten lassen. Archivalischen Quellen zufolge war zu Lebzeiten des „Bergwerkrats“ von Linbrunn überdies das eingangs erwähnte „Mauerschloss“ (Abb. 2) am südlichen Ortsrand von Grünwald eine „Pertinenz“ (Zubehör) von Laufzorn. Überliefert ist ferner, dass das Gut Laufzorn zu dieser Zeit mit quellfrischem Trinkwasser aus dem landesherrlichen, ca. 3,75 km ost-südöstlich von Schloss Laufzorn gelegenen Brunnenwerk zu Grünwald über einen Wasserturm und sogenannte Deichen versorgt wurde. Das Hauptgebäude dieses kurfürstlichen Brunnenwerks, dessen Radkammer 1780 mit neuen Quadersteinen ausgemauert wurde, war bereits um 1550 von Herzog Wilhelm V. 850 m südsüdwestlich des „Mauerschlosses“ am Fuß der Isarleiten errichtet worden.

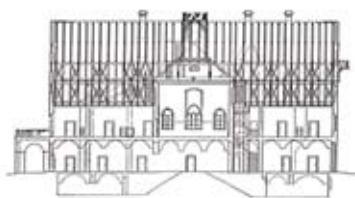
Abb. 6: Nord- und Ostansicht, Querschnitt und Grundriss von Schloss Laufzorn. Dass bei den vielfältigen Aktivitäten Linbrunns, der bereits in einer

Akademieschrift des Jahres 1763 als einer aus unsern würdigsten Mitgliedern bezeichnet wurde, auch der *genius loci* am Werke war und seinen Tribut forderte, lässt sich gerade für die ersten Jahre jenes ein knappes Vierteljahrhundert umfassenden Zeitraums aufzeigen, in welchem dieser hochgeachtete Mann Inhaber der schon genannten Güter zu Laufzorn und Grünwald war. Denn zur gleichen Zeit, in der auch die genauere Lokalisierung des römischen Legionslagers in Regensburg durch Gottlieb Plato-Wild gelang (den Syndikus, Historiker und Numismatiker dieser Stadt und Mitglied der churfürstlichen Akademie seit 1760, der seine Beobachtungen in einem – 1791 publizierten – Plänchen dokumentierte), rückte mit den römischen Fernstraßen eine weitere Gruppe antiker Denkmäler in den Gesichtskreis der Geschichtsforschung. Wurden die Probleme der frühen Verkehrsverbindungen, die schon seit dem Auffinden der *Tabula Peutingeriana* während der Zeit des Humanismus verstärkt ins Bewusstsein historischen Interesses gerückt waren, bisher nur theoretisch – unter Heranziehung des *Itinerariums Antonini* – erörtert, so unternahm von Linbrunn als Erster den wissenschaftlichen Versuch, das römische Straßennetz in Bayern aufgrund eigener Geländeforschungen unter Beiziehung der antiken Quellen zu rekonstruieren. Bereits 1759 hatte von Linbrunns Freund und Kollege Johann Georg von Lori (1723–1783), der Hauptinitiator und erste Sekretär der neu gegründeten churfürstlichen Akademie, ein entsprechendes Ersuchen des Erfurter Professors Ferdinand Wilhelm Beer

abgelehnt, die Orte, welche das *Itinerarium Antonini*, und die *Tabula Peutingeriana* angiebt, auszufinden, denn dieser hatte damit argumentiert, dass solches ohne persönliche Besichtigung des Ortes, vermittels der angegebenen Distanz durch *Millia Passum* geschehen könne.

Von Linbrunns Interesse richtete sich zunächst auf die sehr deutlichen Spuren einer alten Straße im unmittelbaren Umfeld seines *Lehenguts Laufzorn*, die vor Jahrhunderten eine Hauptstraße müsse gewesen seyn, weil sie meistens in gerader Linie fortläuft, und wie ein *Chaussée*, oder *Hochstraße* ordentlich erhoben ist. Obgleich diese alte *Hochstraße* bisher von vielen tausend Gelehrten und Ungelehrten wahrgenommen worden sei, so habe sich doch, soviel er wisse, noch niemand recht getrauet, ihren Ursprung zu untersuchen, noch viel weniger aber denselben bis auf die Römer zurück zu führen. Auf gehaltene Nachfrage habe er gar bald erfahren, daß sich diese *Hochstraße* nicht nur um *Laufzorn* herum bis an die *Isar*, sondern auch noch darüber hinaus, beiderseits des Flusses, in einer geraden Linie, an vielen Orten wahrnehmen lasse.

Mittels der Kartographie vermochte er anschließend die Direction und Endpunkte dieser Fernstraße in Augsburg und Salzburg zu erkennen. Wie aus den alten noch heut zu Tag daselbst vorhandenen *Steininschriften* und der öfteren Auffindung von meistens *kupfernen*, zuweilen aber auch *goldenen* und *silbernen römischen Münzen* auf=und nächst an unserm Weg erhelle, sei das *Daseyn* einer



E. BURMEISTER

römischen Heer- oder Landstraße außer Zweifel gesetzt und eine Synchronisierung des Denkmals „Römerschanze“ mit jener archäologisch erschlossenen Straße somit erlaubt. In einem 1781 von dem Hofkammerbaurat Castulus Riedl aufgenommenen Plan über die sogenannte Oez zu Laufzorn ist der exakte Verlauf der Hoch- oder Römerstraße bereits zu Linbrunns Lebzeiten – wohl auf dessen Initiative hin – verzeichnet. Ebenso zeigt die 1787, d. h. im Todesjahr Linbrunns, von den Brüdern Pigenot herausgegebene Karte des Churfürstlichen Grünwalder Forstes mit großer Genauigkeit den Verlauf der hohen oder Römerstraße (Archiv des Bayerischen Landesvermessungsamts).

Von Linbrunn war damit nicht nur der Erste, der 1763 die erste Teilstrecke der römischen Fernstraße IUVAVUM (Salzburg) – AUGUSTA VINDELICUM (Augsburg) im Gelände identifiziert, ihren weiteren Verlauf aufgrund eigener Recherchen beschrieben und 1764 in einer eigenen Abhandlung veröffentlicht hat [Entdeckung einer römischen Heerstraße bey Laufzorn und Grünenwald: und daraus fließende Erläuterung der alten Geographie von Baiern. Abhandl. Churfürstl. bayer. Akad. Wiss. 2 (1764) 93 ff.]. Er war auch derjenige, der – offenbar von seinem Gut Laufzorn aus – als Erster die gut 2 km oberhalb von Grünenwald liegende Wallanlage „Römerschanze“ jenen alten Ortschaften zuordnete, welche von dieser Landstraße ehemals berührt worden (Abb. 7, 8).

Auf vielfältiges Nachforschen aus dem Mund eines Bauern zu Grünenwald, der in diesen alten Schanzen im Herbst=und Frühejahr für sein Vieh Streu zu sammeln pflaget, vernahm von Linbrunn schon bald, daß er darinnen öfters verschiedene alte ihm unkännliche kupferne Münzen gefunden habe, wovon die kleineren



BAYERISCHES NATIONALMUSEUM

in der Größe eines Kreuzers, und die größere wie ein Carolin, überhaupt aber viel dicker, als andere Münzen gewesen. Da eine von ihm durch seine Leute in dem Bezirk der Schanzen veranlasste Nachsuche zudem schon in kurzer Zeit eine sehr kännliche römische Kupfermünze von der kleineren Gattung – von welcher bis heute rd. 800 (spätromische) Exemplare numismatisch erfasst werden konnten – erbrachte und die von ihm lokalisierte Fernstraße Augsburg–

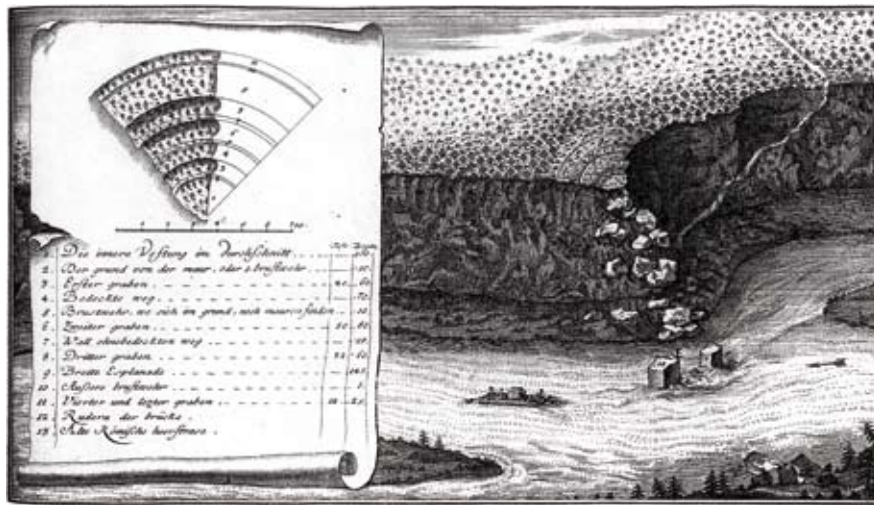
Salzburg dicht an besagter Schanze vorbeiführte, sprach er diese Wehranlage als unstreitig römisch an. Heute wissen wir, dass eine spätromische Bebauung des Platzes tatsächlich stattgefunden hat; ob in der Nachfolge einer unbekanntem mittelkaiserzeitlichen Siedlung, ob – wie zu vermuten – befestigt oder unbefestigt, wäre freilich durch systematische Grabungen noch zu bestätigen. Die sichtbaren Wall-Graben-Systeme dieser ehemals turmbewehrten Abschnitts-



ARCHÄOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG MÜNCHEN

Abb. 7: „PLAN der alten Römer Schanze an der Isar ligend, oberhalb Grünenwald“. Ausschnitt aus der ersten archäologisch-topographischen Geländeaufnahme Linbrunns, um 1763. Zum besseren Vergleich mit dem Vermessungsplan Abb. 8 (unten) wurde dieser Ausschnitt genodet.

Abb. 8: Moderner Vermessungsplan der mehrperiodigen Abschnittsbefestigung „Römerschanze“ bei Grünenwald von 1951 [nach K. Schwarz 1977 mit eingetragenen – 1893/94 von General v. Popp ergrabenen – Steinbaubefunden (rot markiert): einem Turmfundament und dem Verlauf der turmbewehrten Befestigungsmauer sowie weiteren Ergänzungen].



ABHANDL. CHURFÜRSTL. BAYER. AKADEM. WISS. 2 [1764] 93 ff.

deutliche Spuren einer daselbst über die Isar geschlagenen Brücke gefunden haben: bey welcher ein eben an diesem Ort hoch aus dem Flusse hervorragender Felsenstein sehr wahrscheinlich zu einem Jochedient hatte (= sog. Georgenstein). Wenngleich sein Versuch, die geographischen Räthsel den Liebhabern unserer Alterthümer vorzulegen, angesichts der fehlenden Vorarbeiten und Grabungen zu keinem endgültigen Ergebnis führen konnte, so brachte er doch die wissenschaftliche Erörterung entscheidend in Fluss.

Linbrunns Plandarstellungen

Als echte Pionierleistung im größeren forschungsgeschichtlichen Rahmen der Grundlegung wissenschaftlicher Landesarchäologie in Bayern ist auch Linbrunns erste, nach archäologischen Gesichtspunkten erfolgte Dokumentation der Grünwalder „Römerschanze“ zu bewerten. So veröffentlichte er in seiner berühmten, 1764 erschienenen Akademie-Abhandlung über seine *Geographischen neuen Entdeckungen* nicht nur eine topographische Situationsdarstellung dieses noch heute eindrucksvoll erhaltenen Geländedenkmals in seinem damaligen Verfallstadium, sondern auch eine schematisierte Grundrisszeichnung (Abb. 9). Wegen der relativen Symmetrie des Grundrisses wird dieser erste Versuch einer archäologisch-topographischen Planaufnahme dem Objekt freilich nur in groben Zügen gerecht, wie ein Vergleich mit der modernen Plankarte Abb. 8 erkennen lässt. Geradezu ein Kabinettstück früher archäologisch-topographischer Arbeitsweise stellt dagegen der neuentdeckte *PLAN der alten Römer Schanz an der Isar ligend, oberhalb Grünenwald* dar (Abb. 11), dessen prächtige – mit den Emblemen der churfürstlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgestaltete – Rokoko-

Abb. 9: Schematisierter Grundriss und topographische Situationsdarstellung der „Römerschanze“ bei Grünwald. Aus der Akademie-Abhandlung *Linbrunns von 1764*.

befestigung, die im Laufe ihrer Geschichte mehrfach – so zur Zeit der Ungarneinfälle während des 10. Jahrhunderts – umgestaltet wurde, gehören indes größtenteils dem frühen und hohen Mittelalter an. Vom 11. bis zum frühen 13. Jahrhundert war diese mehrperiodige Anlage zudem der Sitz eines mutmaßlich andechsischen Ministerialen.

Abb. 10: Linbrunns archäologisch-topographisches Wirkungsfeld im Raum Grünwald-Deisenhofen mit den in seinem Eigentum stehenden Anwesen (Schloss Laufzorn und „Mauerschloss“ Grünwald).

Da es die übrigen Amtsgeschäfte von Linbrunns nicht zuließen, unserer Laufzornischen Hochstraße über die von ihm lokalisierte Teilstrecke zwischen seinem Gutsbesitz und dem Isartal hinaus nachzufolgen, suchte er nun, vom Standort der von ihm entdeckten „Römerschanze“ bei Grünwald ausgehend, „mit Hilfe von mathematischen Berechnungen auf Grund der römischen Itinerare die Römerstraße vom Lech an den Inn und von Füssen nach

Augsburg genau festzulegen und die einzelnen Stationen zu identifizieren; doch das Ergebnis war bei aller Mühe nicht haltbar. Die Unterschiede, die in den verschiedenen Karten auftraten, musste er mit Konjekturen ausgleichen, als Grundlage hielt er sich an die *Tabula Peutingeriana*“ (A. Kraus 1959). So verlegte er *das alte Cambodum des Ptolemaei an die Isar bei Straßlach* und deutete die von ihm unten im Tal ... in der Direction der oben auf der Anhöhe befindlichen Schanzen festgestellte ziemliche Strecke Landes voll von großen und kleinen Hügeln irrthümlicherweise als die *Ruinen einer gewesenen Stadt*, zu deren Schutz *das auf der Höhe befindliche Castell ... erbauet worden sey*. Ebenso fehl ging er mit seiner Annahme, *daß sich bey dem römischen Castell unweit Grünenwald verschiedene ganz*



ARCHÄOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG MÜNCHEN

Zierkartusche ebenfalls auf eine Entstehungszeit in den frühen 60er Jahren des 18. Jahrhunderts hinweist (Abb. 3). Zwar kam es auch bei diesem Grundrissplan nicht zu einer regelrechten Vermessung im Sinne moderner Plandarstellung, sondern zu einem Croquis mit der schematisierten Wiedergabe des Befestigungsprinzips. Gleichwohl bezeichnen beide Grundrisspläne den Beginn der topographischen Vermessung von archäologischen Geländedenkmälern in Bayern.

Der kolorierte, auf Leinwand aufgezeichnete *PLAN der alten Römer Schanz* (Abb. 11), deren Darstellungen in den darauf folgenden 125 Jahren – bis zur topographischen Neuvermessung der Anlage durch den kgl. Generalmajor Georg Karl Joseph Ritter von Popp im Jahr 1887 – im Übrigen keine vermessungstechnischen Fortschritte erkennen lassen, unterscheidet sich von der 1764 veröffentlichten Grundrisszeichnung dieses Bodendenkmals u. a. dadurch, dass die dreigliedrige, rd. 200 x 190 m große Abschnittsbefestigung auf der neu entdeckten Planaufnahme nicht isoliert, sondern als integrierender Bestandteil eines erheblich größeren Geländeausschnitts von rund 2,5 x 2 km Abmessungen dargestellt ist (Abb. 11).

Wie aus der Lage des hierauf im Aufriss stark schematisiert wiedergegebenen „Parkschlössls“ (Abb. 2) hervorgeht – es ist mittig zur unteren (= nördlichen), als Basis dienenden Begrenzungslinie des Planausschnitts Abb. 11 platziert und nimmt mit seiner Grundlinie Bezug auf die mit dem Großbuchstaben „A“ beginnende Reihenfolge der bezeichneten Messstrecken – kam es dem Planfertiger bzw. von Linbrunn als dessen Auftraggeber offensichtlich darauf an, das in der oberen (= südlichen) Bildhälfte dargestellte Hauptobjekt des Plans, die „Römerschanze“, in ein Bezugs-

system einzubinden; als dessen Fix- oder Ausgangspunkt wählte er indessen – verständlicherweise – nicht das ebenfalls eingezeichnete, von der alten Schanze nur halb so weit entfernt gelegene landesherrliche Brunnenwerk im Talgrund, sondern das in seinem Eigentum stehende „Mauerschlössl“ am Südrand der „Eierwiese“ (Abb. 2). Wie aus dem Plan ferner hervorgeht, bildete dieser seinerzeit achsialsymmetrisch angelegte Gebäudekomplex einst den nördlichen Abschluss des von Herzog Albrecht V. angelegten Tiergartens, dessen Umfassungsmauer jedoch bereits 1591 zur Gewinnung von Mauersteinen wieder abgebrochen und durch einen – auf Linbrunns Plan deutlich erkennbaren – Holzzaun ersetzt worden war.

In der weit ausgreifenden Einbeziehung des topographischen Umfelds der Grünwalder „Römerschanze“ offenbart sich augenscheinlich auch ein besonderes Interesse Linbrunns an geographischen Themen. Wie sehr ihm an der 1764 von der *Churbaierischen Academie unternommenen geometrischen Ausmessung unseres Vaterlandes* gelegen war, zeigen nicht nur seine eingehende Beschäftigung und die daraus resultierenden Vorschläge zur *Lieferung einer verbesserten Landkarte von Baiern*, über die er 1764 eine eigene gelehrte Abhandlung unter dem Titel *Versuch einer Verbesserung der Landkarten von Baiern* vorlegte. Bereits 1763 hatte er außerdem die Beschreibung eines von ihm erfundenen Universalmessinstruments vorgelegt,



Abb. 11: Linbrunns Plan der „Römerschanze“ bei Grünwald, um 1763 (Norden = unten; zur topographischen Einordnung dieser Planaufnahme vgl. den blau umrandeten Geländeausschnitt in Abb. 10).

Abb. 12:
Sog. Römerstein aus dem Isarbett bei Grünwald: Ausdruck für das große Interesse, das man im 18./19. Jahrhundert auch den im Umfeld der Römerschanze zutage geförderten römischen (resp. als römerzeitlich errichteten) Bodendenkmälern entgegenbrachte. Obwohl im amtlichen Denkmälerverzeichnis als römisch bezeichnet, handelt es sich bei dem 1832 aufgefundenen, hernach in das Schloss Laufzorn verbrachten Reliefstein jedoch augenscheinlich um die renaissancezeitliche Nachempfindung eines antiken Vierjahreszeitenaltars (Vergleichsbeispiel im Martin von Wagner Museum Würzburg), die ursprünglich als Postament eines Brunnens oder Pflanzenbeckens im Gartenbereich des „Mauerschlossl“ oder des stattlichen, von Herzog Maximilian I. nur etwa 70 m nördlich davon errichteten „Edelhofs“ gedient haben dürfte.



das der Augsburger Mechanicus Brander verfertigt hatte. Ob dieses Präzisionsinstrument (Abb. 13) auch bei den Vermessungsarbeiten für die beiden Grundrisspläne der Grünwalder „Römerschanze“ eingesetzt wurde, muss indessen offen bleiben. Wie dem auch sei: Im Rahmen des 1764 – auf Veranlassung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – begonnenen neuen Anlaufs zur exakteren, rein geometrischen Landesaufnahme durch den französischen Ingenieur-Geografen H. de Michél, bei der es jedoch nur zur Aufnahme eines Gebietes zwischen München und Ingolstadt kam, verdienen auch die vorerwähnten – in den bisherigen Publikationen zu den Anfängen der Landesvermessung in Bayern unbeachtet gebliebenen – Bemühungen Linbrunns, *die jenigen geographischen Finsternisse zu vertreiben, die nach dem Vorgeben der cosmographischen Nachrichten über diesen Theil von Deutschland annoch herrschen sollen*, besonderer Hervorhebung. Linbrunns Plandarstellungen der Grünwalder „Römerschanze“ und ihrer näheren Umgebung kommt daher wegweisende Bedeutung zu; hinsichtlich seiner Detailgenauigkeit wurde der zuletzt besprochene *PLAN der alten Römer Schanz* erst wieder 1791 – eine Generation später – durch die maßstabgerechten (lange Zeit für sich stehenden, da erst nach weiteren 150 Jahren wieder erreichten) Planaufnahmen des gelehrten und eifrigen Pfarrers zu Mammendorf, Franz Xaver Therer, übertroffen, der für seine



ruhmwürdigen Pläne vorgeschichtlicher Grabhügelfelder im Raum Fürstenfeldbruck von der churfürstlichen Akademie mit einer Medaille ausgezeichnet wurde.

Die Akademie – zentraler Ort landeshistorischer Forschung

Bereits in der Gründungszeit der Akademie wird damit einmal mehr das verstärkte Bestreben deutlich, auch archäologischen Geländedenkmälern und Bodenfunden einen hohen Stellenwert als *Geschichtsquellen* zur Erforschung der *vaterländischen Historie* (L. Westenrieder) beizumessen und sie einer strengen sachlichen Betrachtungsweise zu unterziehen. Dementsprechend verstand sich die Akademie zu München als zentraler Ort, von dem aus man sogleich für das gemeinsame Anliegen warb. Bereits 1760 forderte *die historische Klasse mittels eines gedruckten Aufrufs jedermann im Namen des Vaterlandes auf, Alterthümer an Inschriften, Münzen, Denkmälern, Urkunden usw. der Akademie einzusenden*, und sie versprach *denjenigen, welche etwas liefern würden, eine großmüthige Belohnung* (Westenrieder) – ein Aufruf, der 1776 eindringlich wiederholt wurde. In gleicher Weise erhoffte man sich eine literarische wie eine objektgebundene Dokumentation, wie aus den Themenstellungen der 1761 von den ordentlichen Mitgliedern freiwillig übernommenen (z. T. Geländeforschung beinhaltenden) Aufgaben zur Aufarbeitung topographisch-historischer Themen zur

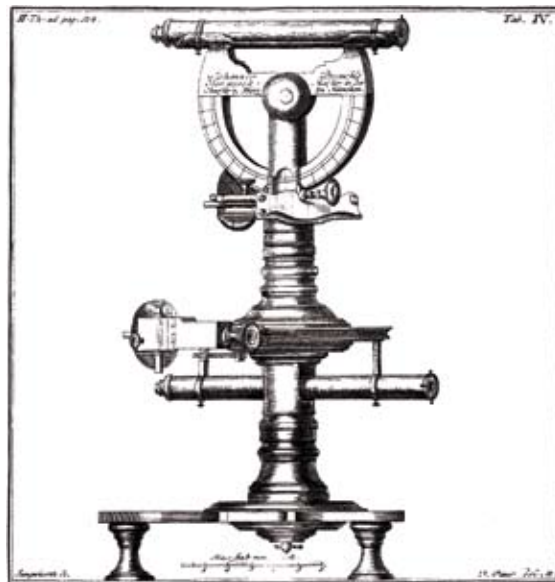
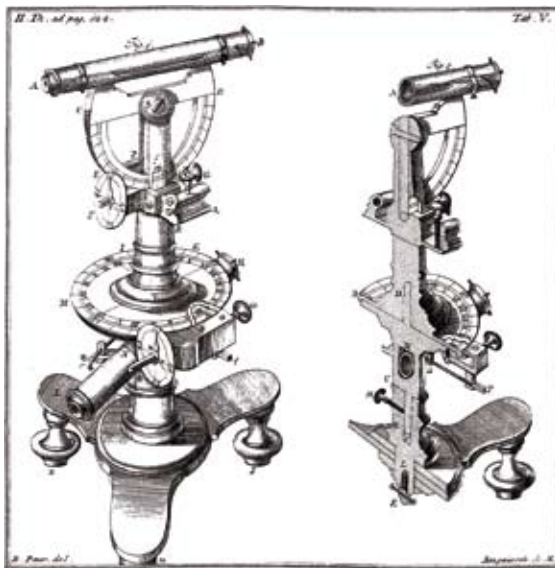
frühen bayerischen Geschichte hervorgeht. Getrieben von patriotischer Begeisterung wollte man, wie es der erste Sekretär der Historischen Klasse, der Malteserritter Louis Gabriel du Buat-Nançay, in einer Rede über den *Nutzen der alten Geschichte* und den *Zweck der Akademie* formulierte, auch *in Baiern die noch so viel, als ganz unberührt vorhandenen historischen Schätze, welche andere Nationen bereits erschöpft haben*, nunmehr heben. Dieses in der damaligen gebildeten Welt zunehmend als Desiderat empfundene, auf die Erhellung des *Ursprungs und der Geschichte wirklich vorhandener sowie verschwundener Nationen und Völker* gerichtete Forschungsanliegen (Westenrieder 1804) ist gewiss auch als Ausdruck jenes aufklärerischen Zeitgeistes zu verstehen, dessen Entstehung in hohem Maße durch das „Jahrhundertereignis“ der Wiederentdeckung Herculaneums und Pompejis genährt wurde.

Ohne Zweifel gehörte zum Kreis jener oben angesprochenen, nicht näher genannten Bearbeiter topographisch-historischer Themen auch von Linbrunn, der Mitbegründer der Akademie. Wohl auf seine Anregung hin erwog man 1776 – 122 Jahre vor Beginn des Wiederaufbaus der Saalburg bei Bad Homburg im Taunus – sogar, die sogenannten „Römerschanzen“ im Raum Laufzorn-Deisenhofen [= spätkeltische, grabenumsäumte Wallanlagen von rechteckiger Umrissform (z. T. mit großem, umhөгtem Vorbezirk, die man im 18./19. Jahrhundert für römische Wehrbauten resp. „Legionslager“ hielt)] wiederherzustellen. Naheliegender erscheint diese Vermutung einer maßgebenden Rolle Linbrunns als treibender Kraft jener Bestrebungen vor allem deshalb, weil die dortige – seinerzeit bekannteste – kleinräumige Ballung derartiger „Viereckschanzen“ (deren Interpretation als keltische Heiligtümer oder Kultplätze resp.

Gehöftsiedlungen heutzutage kontrovers diskutiert wird) nur knapp 1 km ost-südöstlich von Schloss Laufzorn liegt, also gleichsam „vor der Haustüre“ seines damaligen Inhabers von Linbrunn.

Linbrunns Wirkung auf die landeshistorische Forschung

Die große Beachtung, welche die archäologisch-historischen Denkmäler des Grünwalder Raumes in jener Zeit des Neuhumanismus fanden, liegt freilich nicht allein in ihrem Vorhandensein am Ort selbst begründet oder in dem besonderen Umstand, dass von Linbrunn in der Zeit von 1763–87 sowohl in Laufzorn als auch in Grünwald respektable Liegenschaften im unmittelbaren Nahbereich besagter Bodendenkmäler besaß. Sie steht gewiss auch in ursächlichem Zusammenhang mit deren räumlicher Nähe zur kurfürstlichen Residenz- und bayerischen Landeshauptstadt München, dem Gründungsort und primären Wirkungsbereich der „churbayerischen Akademie der Wissenschaften“. So wurden Linbrunns Geländebeobachtungen zum weiteren Verlauf der römischen Heerstraße, deren Anbindung an das antike Straßennetz und Lagebezogenheit zu römischen Befestigungen er auf kartographisch-mathematischem Wege unter Einbeziehung datierender Bodenfunde rekonstruieren wollte, bereits in seinem Todesjahr (1787) von dem schon mehrfach genannten Akademiemitglied Lorenz Westenrieder (1748–1829) mit entsprechenden Methoden weitergeführt. So lokalisierte letzterer mithilfe der *Tabula Peutingeriana*



u. a. die römischen Fernstraßen Lorch–Wilten–Innsbruck und Augsburg–Brenner–Verona. Und auch in den folgenden vier Jahren war Westenrieder sehr darum bemüht, unter landeskundlichen Gesichtspunkten derlei Arbeiten auf der Grundlage von Nachrichten der antiken Autoren wie der Lebensbeschreibung des hl. Severin, aussagekräftigen *Spuren eines römischen Alterthums ober der Erde*, etwa von einer alten *Verschanzung* oder einer *alten Heerstraße*, und Münzfunden zur *Auflösung eines historischen Zweifels* fortzusetzen. 1789 betrieb er [zusammen mit dem Schottenmönch und Akademiesekretär Ildephons Kennedy (1722–1804)] mit der – für damalige Verhältnisse – bemerkenswert systematischen

Untersuchung dreier hallstattzeitlicher Grabhügel in Neu-Esting, Landkreis Fürstenfeldbruck, sogar planmäßige Feldforschungen, da diese für die *vaterländische Geschichtskunde* zuverlässig ebenso wichtig wie nützlich seien. Mit dem sorgsam Aufmessen der Befunde im Fundhorizont entstand hierbei auch „der erste in Bayern erhalten gebliebene Vermessungsplan einer Grabhügelbestattung“, bei deren Befundinterpretation Westenrieder strenge Maßstäbe anlegte.

In die Reihe derjenigen Akademie-Mitglieder, welche die von Linbrunn instituierte Grundlagenforschung zur Erfassung der römischen Geländedenkmäler engagiert weiterführten und in Vermessungsplänen festhielten, gehörte auch Hofkammerrat Adrian von Riedl (1746–1809), Mitglied der Münchner Akademie seit 1794. Bereits seit 1768 arbeitete er mit den Instrumenten seines Vaters, des Hofkammerbaurats Castulus Riedl – der 1781 auch den exakten Verlauf der von Linbrunn beschriebenen, dicht südlich von Schloss Laufzorn vorbeiziehenden Römerstraße auf einem gesonderten *Plan über die sogenannte Oez zu Laufzorn* dokumentierte – an einer Landesvermessung. In seiner *Geographisch-geometrischen Darstellung aller bajrischer Haupt- und Landstraßen mit den anliegenden Ortschaften und Gegenden* nahm er auch Pläne römischer Straßenzüge auf, bereiste und kartierte daneben aber auch *alle Römerstraßen, die in Baiern unter dem Namen Teufelsmauer und Pfalle bekannt sind*, wobei es gele-

Abb. 13: Universalinstrument für „geometrische Operationen“ bei der Landvermessung und zum Gebrauch für astronomische Messungen, beschrieben im ersten, 1763 erschienenen Band der Abhandlungen der churfürstlich-bayerischen Akademie der Wissenschaften. Als Erfinder dieses Messinstruments wird in Peter von Osterwalds Abhandlung „*Vom geographischen Landmessen*“ der „churfürstliche Münz- u. Bergwerksrath, Herr von Linbrunn, einer aus unsern würdigsten Mitgliedern“, genannt, „der nach seiner angewöhnten Scharfsinnigkeit alles wohl ausgesonnen hatte“. Die Leistung Linbrunns ist umso höher einzuschätzen, wenn man berücksichtigt, dass der „gelehrte Mechanicus“ Georg Friedrich Brander, dessen Werkstätten Welt-ruf erlangten, durch seine Verbindung von Wissenschaft und technischer Fertigkeit damals als einmalig in seiner Zeit galt.

Abb. 14: Linbrunns Münchner Wohn- und Sterbehaus [die ehemalige Stadtschreiberei (Weinstadt) in der Burgstraße 5], in dem die ersten Zusammenkünfte der Akademiemitglieder stattfanden (Gedenktafel an Fassade).



gentlich auch zu Verwechslungen mit der (damals bisweilen als Straße angesprochenen) Limes-Trasse kam. Trotz der forschungsbedingten Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse hatte die Arbeitsweise A. v. Riedls, unter dessen Leitung in München 1786 eine zentrale Kartenstelle (ein sog. „Plankonservatorium“) entstand, für die historische Straßenforschung insofern eine besondere Bedeutung, als sie „der Feldforschung den bis dahin verschlossenen Weg der kartographischen Dokumentation aufzeigt(e) und von Anbeginn in eine bemerkenswerte Geländedarstellung eingebunden“ war (Schwarz, 1977). Anknüpfend an Linbrunns ersten *Versuch einer*

Verbesserung der Landkarten von Baiern (1764), für den dieser 1762/63 sogar ein Universalinstrument für „geometrische Operationen“ bei der Landesvermessung entwickelt hatte (Abb. 13), wurden schließlich unter dem Kurfürsten Maximilian IV. im Jahre 1801 mit der Einrichtung eines Topographischen Bureaus – zu dessen erstem Leiter A. v. Riedl ernannt wurde – auch die institutionellen Grundlagen zur Herstellung eines einheitlichen Kartenwerks für ganz Bayern geschaffen – ein für seine Zeit überaus vorbildliches, auch für die Herausbildung der Landesarchäologie höchst bedeutsames Werk. Denn mit dem Entstehen

des vollständigen Katasterwerkes 1:5.000 in der kurzen Zeit von 1809 bis 1859 und der Auslieferung des Topographischen Atlases 1:50.000 vom Jahre 1812 an wurde „die erste Voraussetzung für das Erfassen der archäologischen Objekte im Raum und das Gewinnen einer Übersicht geschaffen“ (Schwarz, 1977). So findet sich auf dem Aufnahmeblatt der um 1795 vorgenommenen Erstmessung für den Strom-Atlas A. v. Riedls bezeichnenderweise auch eine relativ detailgetreue Planaufnahme der Grünwalder „Römerschanze“.

Um die gleiche Zeit (1794) hatte die Historische Akademie der Wissenschaften erstmals auch eine Preisfrage über ein Thema aus Bayerns römischer Zeit aufgeworfen, deren Preisträger der Historiker und Geheime Staats-Archivar Vinzenz von Pallhausen (1759–1817) war (*Wann und wie lange wurde Baiern in öffentlichen Schriften Noricum genannt; welche Länder enthielt und verlor es während dieser Benennung?*). Trotz mancher zeitbedingter Fehllokalisierung von Ortschaften wie das Beibehalten des vermeintlichen – bereits von Linbrunn irrtümllicherweise vertretenen – Standorts von *Cambodunum* – Kempten am Platz der Grünwalder „Römerschanze“ kommt einem Nebenprodukt dieser preisgekrönten Arbeit heute mehr Bedeutung zu als ihrem seinerzeitigen, 1795 vorgelegten eigentlichen Ergebnis, aufgrund dessen ihr Verfasser vier Jahre später auch zum Mitglied der churfürstlichen Akademie ernannt wurde. Stellt diese Arbeit doch zugleich „den ersten realen Versuch dar, die geographische Verbreitung der ‚römischen Heerstraßen‘ und der an denselben angelegten Pflanzstädte, Ständlager, Schanzen und Brücken in einem großmaßstäblichen Faltblatt zu verdeutlichen“ (Schwarz, 1977). Ausgehend von planmäßigen

Geländebegehungen beschrieb er in den folgenden Jahren auch den ehemaligen – mit archäologischen Mitteln unter Einbeziehung erhaltener Meilensteine nachgezeichneten – Verlauf der Römerstraße Augsburg–Verona über *Partanum* und den Brenner; ebenso veröffentlichte er die bis 1816 erzielten Ergebnisse seiner – im Sinne einer frühzeitlichen historischen Landeskunde konzipierten – Forschungen, deren Methodik bereits aus dem Titel seiner Arbeit hervorgeht: *Baiern, wie es in den ältesten Zeiten war, beschrieben mit archäologischen, historischen, topographischen, etymologischen und mythologischen Notizen beleuchtet*.

Außer den drei zuletzt besprochenen, hinsichtlich ihres Wirkens in der unmittelbaren Nachfolge Linbrunns stehenden Wegbereitern der Römerforschung in Bayern (L. Westenrieder, A. v. Riedl, V. v. Pallhausen) traten vor allem die folgenden Mitglieder jenes akademischen Gremiums durch Anregungen oder Aktivitäten auf archäologisch-landeshistorischem Gebiet hervor: der bereits genannte Fürstlich-Hohenlohisches Hof- und Lehensrat (und „Vater der Limesforschung“) Christian Ernst Hanßelmann (1699–1775; Akademie-Mitglied seit 1768), dessen archäologisch-topographische Befundbeobachtungen an den beiden Römerkastellen von Öhringen u. a. Gegenstand eines Briefwechsels mit dem Regensburger Stadtsyndikus Georg Gottlieb Plato-Wildt (1710–1777; Mitglied seit 1760) waren und offenbar zur Bestimmung der vierseitigen Grundrissform des dortigen Legionslager-Areals beitrugen; der Weltenburger Abt Rupert Walxheiser (1778–1786), der 1783/84 den Anstoß zur ersten Ausgrabung im nahen Römerkastell Eining an der Donau gab; der Eichstätter Professor für Mathematik und „Ahnherr der bayerischen Vorgesichtsforschung“, Ignatz

Pickel (1738–1818; Mitglied seit 1773), der sich auch als Römerforscher einen Namen machte; nicht zu vergessen die „letzte gelehrte Zierde des ehrwürdigen Stiftes St. Emmeram“ in Regensburg, der als Fachmann in römischer Archäologie und Epigraphik bekannt gewordene Benediktinermönch und Konservator am Königlichen Antiquarium in München, P. Bernhard Stark (1767–1839). Seine Ausgrabungen in Grünwald lassen einmal mehr erkennen, wie sehr das historisch-landeskundliche Interesse an den römischen Geländedenkmälern – zu deren Dokumentation und Erforschung, aber auch Kennzeichnung und Popularisierung später auch das bayerische Königshaus und der (ebenfalls im Auftrag der Akademie tätige) Kgl. bayer. Generalmajor Georg Karl Joseph Ritter von Popp (1812–1905) beachtenswerte Beiträge leisteten – den Blick bald auch auf die Erforschung der nicht-römischen Bodendenkmäler dieser Kleinregion lenkte; hierbei stellten vor allem die richtungweisenden, bereits in den Berliner Vorlesungen des Historikers Johann Gustav Droysen (1808–1884) behandelten Gelände-forschungen des Münchner Universitätsprofessors und damaligen Eigentümers von Schloss Laufzorn, Prof. Dr. med. Heinrich Ritter von Ranke (1830–1909), zu den mittelalterlichen Hochäckern im Raum Grünwald-Deisenhofen zweifelsohne einen weiteren Höhepunkt dar. Die Aufnahme resp. Einbindung jener oben erwähnten Wegbereiter landeshistorischer Forschung in die Münchner Akademie lässt zugleich die Absicht erkennen, den wissenschaftlichen Wirkungskreis der Akademie möglichst weit auszudehnen. Ihr Engagement stellt zudem einen ersten wichtigen



BELFD / FOTO: SOWIEJA



Schritt auf dem Weg zu systematischer Forschungstätigkeit und staatlicher Denkmalpflege dar, deren erste Impulse nicht zuletzt auf die frühen Aktivitäten Linbrunns zurückgehen.

Wie Andreas Kraus 1959 gezeigt hat, war von Linbrunn auch auf anderen Gebieten mit historischer Fragestellung tätig, wo er ebenfalls die literarischen Quellen aufs Gründlichste durcharbeitete: die antiken Autoren und die Kirchenväter, auch die moderne in- und ausländische Literatur. Das Resultat legte er 1769 in seiner umfangreichen Abhandlung *Versuch eines neuen chronologischen Systems über das Sterbjahr Jesu Christi* vor. „Die Quellen waren literarisch, die Methode war die mathematische; astronomische Berechnungen, Vergleiche zwischen der griechischen und römischen Chronologie führten ihn zum Jahr 31 als dem wahrscheinlichen Sterbejahr. Linbrunn fasste diese Arbeit nicht als eine historische, sondern als eine mathematische auf, beschäftigte sich aber in ihr doch mit einem zu wichtigen Randgebiet der Geschichte, als dass der Historiker diese Leistung nicht berühren dürfte“ (A. Kraus). Es war Linbrunns letzte große Arbeit. 1787 zu einer Münzkonferenz nach Ulm gesandt, erlag von Linbrunn wenige Tage nach seiner Rückkehr in München einem Herzschlag.



Abb. 15: Ausschnitte der Fassadenmalerei am Münchner Wohnhaus Linbrunns (von Hans Mielich, 1552).

Der Autor ist Leitender Direktor der Archäologischen Staatssammlung München und Mitglied der Kommission für bayerische Landesgeschichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



ANTIKE TONGEFÄSSE

Das Corpus Vasorum Antiquorum – ein modernes Forschungsinstrument

DAS GEMEINSCHAFTSUNTERNEHMEN DER UNION ACADÉMIQUE INTERNATIONALE, DESSEN DEUTSCHE SEKTION DES SAMMELWERKES TRADITIONELL BEI DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN BEHEIMATET IST, FEIERT IM JAHR 2007 SEINEN 60. GEBURTSTAG.



Abb. 1: VON NICOLA HOESCH UND RALF VON DEN HOFF
Attische Halsamphora mit der ältesten Darstellung des Gottes Triptolemos auf seinem fliegenden Wagen. Farbige Tafelabbildung für den demnächst erscheinenden CVA-Band Deutschland 83 (Göttingen 3).

Das Projekt Corpus Vasorum Antiquorum gehört zu einem der älteren archäologischen Langzeitprojekte des Akademienprogramms und leistet darin einen wertvollen Beitrag zur Erschließung, Sicherung und Darstellung des kulturellen Erbes, wie der Präsident der Union der deutschen Akademien der Wissen-

schaften die Aufgaben des Akademienprogramms umschrieb (vgl. Akademie Aktuell 1/2005, S. 8).

In unserem Fall handelt es sich um die katalogartige Publikation antiker Keramik diverser Museen und Sammlungen der Welt, wie etwa Deutschlands, der USA, Russlands und Japans. Insgesamt sind bisher über 300 Bände erschienen.

Die Entstehungsgeschichte des von der Union Académique Internationale (UAI) begründeten Sammelwerkes vor dem zeitgeschichtlich bedingten kulturpolitischen Hintergrund, damit verbundene Zielsetzungen und sein Nutzen sind in der archäologischen Fachliteratur zur Keramik häufiger thematisiert worden (vgl. Akademie Journal 1/1996; zuletzt Martin Bentz, CVA Deutschland, Beiheft 1, 2002, 9–17).

Die möglichst genaue Dokumentation antiker Tongefäße, (im Folgenden auch mit dem eigentlich falschen, aber geläufigen Ausdruck „Vasen“ versehen), in Text und Abbildung war und ist immer noch Hauptanliegen der Bände. Ursprünglich wurden auch ägyptische, vorgeschichtliche und römische Waren mit einbezogen, heute beschränkt sich die Auswahl vor allem auf Feinkeramik griechischer, italienischer und etruskischer Herkunft.

Anpassung an neue Fragestellungen

Das seit 1921 bestehende und international angelegte Vorhaben zeigt wissenschaftshistorisch unter anderem sehr gut die Methodenvielfalt in der Erforschung antiker Tongefäße. Die Qualität und der Wert solcher Projekte wird schon allein dadurch bewiesen, dass dieses „alt-ehrwürdige“ Forschungsinstrument sich trotz der langen Zeitspanne in der Aufbereitung von Informationen als wandelbar erwies, indem es sich neuen Fragestellungen anpasste, ohne die alten Verbindlichkeiten zu vernachlässigen.

Die deutsche Abteilung des Unternehmens, seit 1937 bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften angesiedelt, feiert im nächsten Jahr 60. Geburtstag. Seit Beginn der Tätigkeit der deutschen Kommission für das CVA sind bisher, mit einer Unterbrechung von 1944 bis 1951, 81 Bände mit Beständen aus hiesigen Museen und Universitäts-sammlungen erschienen. Die wissenschaftliche und gestalterische Qualität der Bücher in Inhalt und Form wurde bald zum Vorbild für andere Länder und wird in Rezensionen immer wieder hervorgehoben. So wird das Studium griechischer Keramik mit dem CVA als zweitbeste Lösung

FOTO: STEPHAN ECKARDT



beschrieben, falls man nicht im Museum vor dem Original und der dazu gehörigen Inventarkarte durch Autopsie die gewünschten Einsichten gewinnen kann. Sieht man davon ab, dass aus ökonomischen und praktischen Gründen aus der alten Loseblattsammlung von Textbögen und Tafeln seit einigen Jahren ein fest gebundenes Buch entstanden ist, präsentiert sich das Erscheinungsbild der Deutschen Reihe seit 60 Jahren äußerlich beinahe unverändert, im Inneren jedoch hat sich einiges getan. Schon in den 50er Jahren wurden den Bearbeitern für die Publikationsform Richtlinien vorgegeben. Sie gelten, allerdings stets modifiziert, grundsätzlich immer noch. Die Text- und Bilddokumentation hat sich jedoch einem erweiterten Interessentenkreis und den sich wandelnden Forschungsschwerpunkten angepasst: Sie bietet heute eine Fülle von Informationen für Altertumswissenschaftler unterschiedlichster Richtungen. Die früher vordringlich auf kunsthistorische oder antiquarische Erschließung gerichtete Bereitstellung diverser Museumsbestände lässt heute breiter gefächerte Analysen zu.

Erweitertes Informationsangebot

Vormals unerwähnt gebliebene Beobachtungen wurden in die Beschreibung mit aufgenommen und eine, auch durch gestiegene technische Möglichkeiten, detailliertere Fotodokumentation verdeutlicht diese. Seit einiger Zeit gibt es beispielsweise für besondere Stücke farbige Abbildungen (Abb. 1). Hinzugekommen sind Profile, also Schnittzeichnungen der meisten Gefäße, um die formale Entwicklung der jeweiligen Vasengattungen in ihrer zeitlichen Abfolge deutlich zu machen. Solche Beilagen waren früher selten, blieben vereinzelt und damit eher nutzlose Beispiele. Auch das für eine bestimmte

Epoche der griechischen Vasenmalerei typische Phänomen der Vorzeichnung, eine in die lederharte Tonoberfläche geritzte grobe Teilskizze einzelner Bildobjekte, auf denen die endgültige Darstellung aufbaute, wird nicht mehr nur beschrieben, sondern immer häufiger mit abgebildet. Neuerdings gilt die Aufmerksamkeit vermehrt mal- und herstellungstechnischen Beobachtungen, auch der chemischen Zusammensetzung von Malmitteln und Werkstoffen, um die einzelnen Arbeitsschritte in den Werkstätten der Töpfer und Maler und damit den Fabrikationsprozess generell besser verstehen zu können. Erst seit kurzem werden, wo das möglich ist und sinnvoll erscheint, Volumen und Gewicht der Gefäße mit angegeben, um ihre Verwendung als Maßeinheiten oder auch eine eventuelle Größennormierung bestimmter Gattungen nachzuweisen. Verstärktes Interesse gilt heute ebenso den Vasen und „ihrem Platz im Leben“, der durch antike Gebrauchsspuren, Flickungen, Inschriften und Graffiti verdeutlicht werden kann.

Ein Punkt jedoch stand von Beginn der Reihe an fest, und darin hat sich bis heute nichts geändert: Die Reinigung und, wo nötig, eine materialgerechte und zeitgemäße Restaurierung seitens der Museen waren und sind Voraussetzung für die Aufnahme der Vasen in die CVA-Dokumentation. Somit wird einerseits für die Publikation, darüber hinaus aber auch die Bewahrung des kulturellen Erbes gesorgt. Auch dies ist ein Grund zur Daseinsberechtigung des Corpus. Diesem Umstand verdanken wir heute viele Einsichten in alte Restaurierungstechniken, die teilweise auch verfälschende Übermalungen im Stil des jeweiligen Zeitgeschmacks mit sich brachten. Die Aufnahme sowohl alter als auch zeitgenössischer Restaurierungsprotokolle (Abb. 2) von archäologisch besonders bedeutenden Vasen in

die Faszikel wurde bereits von einigen Wissenschaftlern gefordert; ein solches Vorgehen dürfte jedoch den Rahmen der Dokumentation sprengen. Ein für November 2006 geplanter internationaler Kongress in Berlin, veranstaltet von der deutschen CVA Kommission und den Berliner Antikemuseen, wird solche Probleme und Fragen weiter diskutieren.

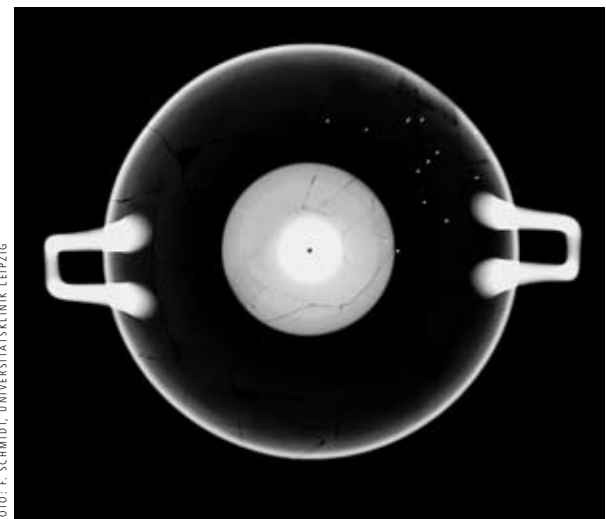


FOTO: F. SCHMIDT, UNIVERSITÄTSKLINIK LEIPZIG

Die Zukunft des CVA: eine Gratwanderung?

So ist das Informationsangebot zu jedem einzelnen Stück, im Gegensatz zu früheren Faszikeln, viel umfangreicher geworden. Eine derart verfeinerte und umfassende Dokumentation kann viele mögliche Fragen beantworten: unter Umständen auch solche, die sich der Forschung im Moment noch gar nicht stellen. Andererseits kann ein Zuviel an Einzelbeobachtungen von manchem Benutzer als störend empfunden werden. Auch besteht immer die Gefahr einer Überfülle bei Vergleichsbeispielen, gelehrtem Kommentar zu einzelnen Sujets, Interpretationen bestimmter Bildthemen. Ein Blick auf die gewachsenen, in zahlreiche Unterabteilungen aufgegliederten Indices zeigt, wohin diese Entwicklung führen kann. Aus ökonomischer

Abb. 2: Trinkschale mit antiken Reparaturen durch Bronzestifte. Digitale Luminizenzradiographie eines Gefäßes in Leipzig aus CVA Leipzig 3 / Deutschland 80.

Sicht bedenkenswert ist in diesem Zusammenhang der Zeitaufwand für die zahlreichen spezialisierten Bearbeiter und der zunehmende Umfang der einzelnen Bände. Eine erfolgreiche Zukunft des Corpus Vasorum Antiquorum wird auch davon abhängen, wie diese Gratwanderung zwischen Aufwand und Nutzen maßvoll bewältigt werden kann.

Wandel der Publikationsform

Das CVA ist im Rahmen der Geschichte der Erforschung antiker Keramik aber nicht nur eine Geschichte sich wandelnder Forschungsinteressen, sondern auch ein gutes Beispiel für das Vordringen neuer Publikationsmedien. Zu Beginn war die gedruckte Form das maßgebliche Publikationsmedium, die Gliederung nach Ländern grundlegend. In der Tradition von Tafelwerken aus der Frühzeit der Altertumforschung bediente man sich nicht des gebundenen Buches, sondern einzelner Faszikel und Tafeln, die sich zum Vergleich nebeneinander legen und den Bedürfnissen entsprechend nach Produktionsorten oder Gefäßgattungen sortieren ließen. Für den Umgang mit der Vielfalt antiker Keramik waren Tafeln mit nebeneinander gruppierten

Abb. 3: CVA-Online: Gesamtansichten der Gefäße die Recherchemaske.

The image shows a screenshot of the CVA-Online search interface. It features a search mask with the following fields and options:

- Standard Search / Advanced Search:** Tabs at the top.
- Help on searching:** A link for user assistance.
- Vase Number:** A text input field.
- Fabric:** A dropdown menu with a 'C List' button.
- Technique:** A dropdown menu with a 'C List' button.
- Shape Name:** A dropdown menu with a 'C List' button.
- Provenance:** A dropdown menu with a 'C List' button.
- Inscription Type:** A dropdown menu with a 'C List' button.
- Inscription:** A text input field with a 'C List' button.
- Artist Name:** A text input field with a 'C List' button.
- Scholar Name:** A text input field with a 'C List' button.
- Decoration Description:** A dropdown menu with a 'List' button and a 'Same Decorated Area' checkbox.
- Collection Name:** A dropdown menu with a 'C List' button.
- Number:** A text input field.

At the bottom of the search mask, there are buttons for 'Browse', 'List', 'Images', 'Clear', and 'Close'.

Der Einfluss des Beazley Archivs

Aufgrund der maßgeblichen Arbeiten des englischen Archäologen John Beazley auf diesem Feld konzentrierte sich die Vasenforschung nach dem 2. Weltkrieg indes mehr auf die Keramik Athens aus dem 7. bis 4. Jahrhundert v. Chr. Die Materialgliederung anhand von Malern und Werkstätten stand nun im Fokus des Interesses. Beazleys neben dem CVA wachsende eigene Fotosammlung dokumentierte deshalb Details der Gefäßdekoration und mehr Einzelbilder als ganze Gefäße. Dies hatte auch Folgen für die Auswahl der im CVA publizierten Abbildungen. Hier erfasste man seit 1956 in erster Linie griechische Gefäße des 7. bis 4. Jahrhunderts v. Chr. Zugleich versuchte man nun, sich in einem Band auf nur wenige Gefäß- und Vasenmalereigattungen zu beschränken. Seit den neunziger Jahren des 20. Jhs. schließlich gab man aus bibliothekarischen und ökonomischen Gründen vielfach die Produktion von Einzeltafeln auf und ging zu gebundenen Bänden über.

1978 erkannte Donna Kurtz, die das Archiv der Photographien und Zeichnungen John Beazleys nach attischen Vasen in Oxford verwaltet, in Anbetracht der Neuentwicklung

von Computern, dass das in diesem Archiv verfügbare Wissen zusammen mit den seit Beazley angehäuferten Informationen und neu bekannt gemachten Gefäßen weit besser durch eine elektronische Erfassung aufbereitet werden konnte als durch Buchpublikationen. Die Begründung der seit 1998 online bestehenden Datenbank des Beazley Archivs (www.beazley.ox.ac.uk) mit Einträgen zu mehr als 70.000 Gefäßen war die Folge. Sie eröffnete den Bereich der elektronischen Medien für die Erforschung attischer Vasen. Eine Vernetzung mit dem CVA erfolgte jedoch zunächst nicht.

Das CVA – jetzt auch online!

Die komplizierte Benutzbarkeit der nach Ländern gruppierten Einzeltafeln und -bände, die geringer werdenden Möglichkeiten der Nachbeschaffung mancher Faszikel und spezieller ausgerichteter Forschungsinteressen, die eine systematische Durchsicht vieler Einzelbände erforderten, legten in Zeiten entwickelter elektronischer Medien eine digitale Erfassung der CVA-Bände in Form einer Datenbank nahe. So entstand das Projekt CVA-Online. Es bewerkstelligte unter Federführung des Beazley Archivs und unter maßgeblicher finanzieller und personeller Unterstützung durch die nationalen Akademien und den Getty Grant zwischen 2000 und 2004 die Digitalisierung sämtlicher publizierter CVA-Bände in Text und Abbildungen. Seit Ende 2004 sind diese Daten im World Wide Web zugänglich (www.cvaonline.org).

Bis auf die in den letzten zehn Jahren erschienenen Bände sind dort alle Faszikel unter einer modernen Ansprüchen genügenden Maske nach einer Vielfalt von Kriterien recherchierbar, von der Herkunft über die Gefäßform bis zu Details der bildlichen Darstellungen, aber auch nach Museen und Ländern

(Abb. 3, 4). Daneben stellt die erstmalige Zusammenbindung der im Beazley Archiv verfügbaren und vielfach nicht in die CVA-Faszikel eingeflossenen Daten und Abbildungen zur attischen Keramik mit dem weit über das Attische hinausgehenden Feld antiker Keramikproduktion, die das CVA erfasst, ein grundlegend erweitertes Informationspotenzial dar.

Perspektiven

Um die Perspektiven von CVA-Online zu diskutieren, trafen sich am 14. Oktober 2005 in München, organisiert und finanziert von der Kommission für das deutsche CVA an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die verantwortlichen Archäologen des Beazley Archivs aus Oxford, Dr. Claudia Wagner und Dr. Thomas Mannack, mit deutschen CVA-Bearbeitern und Vertretern der deutschen Antikensammlungen, deren Keramikbestände im CVA erfasst werden. Erstmals konnten so Nutzer und Produzenten des CVA und seiner Online-Version zusammengebracht werden. Es zeigte sich zunächst, dass CVA-Online allein schon wegen der geringeren Qualität der Abbildungen (Abb. 4) nicht als Ersatz für die Publikation der Gefäße in Buchform dienen kann, zumal die eigentlichen (Personal-) Kosten für die Bearbeitung der Objekte auch bei einer Bereitstellung der Ergebnisse in der Datenbank anfallen werden. Andererseits ist ihre Informationsdichte in gedruckten Publikationen unerreicht, jede Information außerdem jederzeit aktualisierbar. Gerade die Museen äußerten großes Interesse an der Nutzung und der Eingabe eigener Daten, die CVA-Online zu einem wichtigen Archivierungsmedium antiker Keramik machen könnte. Zugleich eröffnet sich in der internationalen Kooperation zwischen Museen, CVA und CVA-Online eine neue Perspektive auch im

Hinblick auf kleinere Sammlungen, deren Bearbeitung und gedruckte Veröffentlichung in Anbetracht begrenzter Projektlaufzeiten und inhaltlicher Schwerpunkte schon jetzt schwierig ist. In der Koordination dieser Zusammenarbeit, besonders aber auch in der Organisation der Eingabe beispielsweise der von den Bearbeitern ermittelten Ergebnisse und aktualisierender Nachträge relevanter Literatur in die Datenbank könnte der Redaktion des deutschen CVA in München eine neue Rolle zufallen. Der Klärung bedarf indes die Frage der Bildrechte.

CVA-Online ist damit ein neues, leistungsfähiges Instrument der Erschließung der internationalen Bestände antiker „Vasen“ an der Schnittstelle zwischen Museen, Forschungsinstitutionen und Wissenschaftlern. Es überbrückt erstmals die durch die lange forschungsgeschichtliche Entwicklung bedingte Uneinheitlichkeit der Datenbereitstellung und die Trennung der bedeutenden attischen von der übrigen antiken Keramikproduktion. Es lässt eine Vielzahl neuer Forschungsprojekte zur antiken Keramik erst möglich werden. Trotz der noch ungeklärten Frage der Finanzierung unter dem Schirm der Union Académique Internationale (UAI) ist damit deutlich, dass die Rolle des CVA in der internationalen Forschungslandschaft zukünftig auch die eines Koordinators von Kooperationen und eines Initiators



von Forschung sein sollte, die über die unmittelbare Materialerfassung hinausgeht und CVA-Online erst wissenschaftlich erfolgreich macht.

Abb. 4:
CVA-Online: Tafel aus
CVA München 10 /
Deutschland 56.

Dr. Nicola Hoesch war bis 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für das Corpus Vasorum Antiquorum, Ralf von den Hoff war dort bis 2005 Redaktor und ist nun Professor für Klassische Archäologie an der Universität Freiburg i. Br.



Konservieren oder restaurieren – Restaurierung antiker Keramik von der Antike bis heute

Kongress vom 17. bis 19.11.2006 in Berlin, Pergamonmuseum

Veranstalter:

CVA Deutschland/Antikenmuseum Berlin mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung

Kontakt:

m.bentz@uni-bonn.de oder u.kaestner@smb.spk-berlin.de

Programm zum Download:

www.badw.de/aktuell/termine.html

POMPEJI

Archäologie und Denkmalpflege im Schatten des Vesuv

DER AUSBRUCH DES VESUV AM 24. AUGUST 79 N.CHR. BRACHTE ZAHLREICHEN BEWOHNERN POMPEJIS EINEN QUALVOLLEN TOD – DIE ARCHÄOLOGIE HINGEGEN VERDANKT DIESER GEWALTIGEN NATURKATASTROPHE EINEN IHRER BEDEUTENDSTEN UND SPEKTAKULÄRSTEN FUNDPLÄTZE.



Abb. 1: VON JENS-ARNE DICK-MANN UND FELIX PIRSON
Casa dei Postumii (VIII 4, 4. 49) in Pompeji, Blick nach Norden über das Peristyl zum Atrium und dem Eingang des Hauses.

Seit Beginn der Ausgrabungen im 18. Jahrhundert hat die antike Kleinstadt am Golf von Neapel nicht nur unser Wissen über die Architektur und Ausstattung der Häuser, Plätze und Heiligtümer enorm bereichert, sondern auch ganz neue Einblicke in die Wohn- und Lebensverhältnisse einer hellenistisch-römischen Stadt eröffnet. Die einzigartige Kombination aus Zeugnissen des täglichen Lebens, aufsehenerregenden Kunstwerken und dem allgegenwärtigen memento mori macht die Faszination Pompejis aus, der jährlich bis zu zwei Millionen Besucher aus aller Welt erliegen.

Der kaum zu überschätzenden Bedeutung Pompejis als Geschichts- und Kulturdenkmal steht heute ein erschreckendes Bild des Niedergangs entgegen: Große Teile der Stadt mussten aufgrund von Bauauffälligkeit für den Besucherstrom gesperrt werden, kostbare Fresken bröckeln von den Wänden, und antike Mosaiken werden Opfer der Vegetation. Die Kosten für eine erste Sicherung der Ruinen sind kürzlich auf ungefähr zweihundertfünfzig Millionen Euro beziffert

worden. Ebenso vielfältig wie die Probleme sind auch deren Ursachen. An erster Stelle sind es aber die schiere Größe des Terrains und die Masse an Erhaltenswertem, die Archäologen und Denkmalpfleger vor eine kaum lösbare Aufgabe stellen. So ist es nur konsequent, dass die zuständige Denkmalbehörde einen Ausgrabungsstopp über die Teile der Stadt verhängt hat, die noch unter den schützenden Eruptionsmassen verborgen liegen. Im Rahmen des Progetto Pompei sind italienische und ausländische Archäologen aufgerufen, in interdisziplinären Forschungsvorhaben den bereits freigelegten Bestand zu untersuchen und zu dokumentieren. Denn nur ein Bruchteil der Ausgrabung kann nach modernen Kriterien als wissenschaftlich bearbeitet gelten. Und die Zeit drängt in Anbetracht des rasch fortschreitenden Verfalls.

Engagement der Akademie

Engagement der Akademie

In diesem Rahmen hat sich auch die Kommission zur Erforschung des antiken Städtewesens der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in den Vesuvstädten engagiert. Von 1997 bis 2002 haben die Verfasser auf Initiative von Paul Zanker in Pompeji ein Gemeinschaftsprojekt des Deutschen Archäologischen Instituts, Abteilung Rom, und der Kommission durchgeführt, das im Folgenden kurz vorgestellt werden soll. Genehmigt wurden die Arbeiten durch



Abb. 2: Grundriss des Gebäudekomplexes mit der Casa dei Postumii (rosa) und den zu ihr gehörigen Läden (rot), zwei unabhängigen Laden- und Werkstattgebäuden (blau) und einem kleinen Wohnhaus mit Läden (grün).

die Soprintendenza Archeologica di Pompei, deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter uns tatkräftig unterstützt haben. Großzügige finanzielle Förderung verdanken wir der Gerda Henkel Stiftung und dem Unternehmen Studiosus-Reisen. Derzeit bereiten die Verfasser gemeinsam mit mehreren Kolleginnen und Kollegen aus Deutschland, Italien, Großbritannien und Kanada die Publikation der Ergebnisse vor.

Casa dei Postumii

Ziel des Projektes ist es, die Entwicklung, das Aussehen und die Funktion eines zusammenhängenden Architekturkomplexes in Pompeji zu rekonstruieren. Als Untersuchungsobjekt haben wir die bereits 1861 frei gelegte Casa dei Postumii ausgewählt (Abb. 1), ein reiches Wohnhaus im Zentrum der Stadt, das für unseren an aktuellen historischen Fragestellungen ausgerichteten Ansatz besonders geeignet ist. Denn die Anlage umfasst neben dem Atrium-Peristyl-Haus auch mehrere einfache Gewerbe- und Wohneinheiten entlang der Straßenfronten (Abb. 2) und mindestens zwei Mietwohnungen im Obergeschoss. Das für solche Immobilien charakteristische Nebeneinander

großer und kleiner Wohnungen (Abb. 3) wirft folglich nicht nur architekturgeschichtliche Fragen auf, sondern verspricht auch Einblicke in die wechselseitigen sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen ihrer Benutzer. Die Erforschung der Anlage basiert auf einer gleichzeitig durchgeführten Dokumentation des vom Verfall bedrohten Monuments. Aus den breit gefächerten Zielsetzungen des Projektes ergibt sich die Notwendigkeit zu interdisziplinärer Zusammenarbeit. So sind Studierende und

Wissenschaftler der Fachrichtungen Klassische Archäologie, Historische Bauforschung, Alte Geschichte, Geophysik, Zooarchäologie, Umweltarchäologie und Restaurierung an dem Vorhaben beteiligt.

In fünf sechswöchigen Kampagnen und zwei kürzeren Aufenthalten ist zunächst eine architektonische Bauaufnahme des Komplexes durchgeführt worden. Dabei kamen neben dem herkömmlichen Handaufmaß auch photogrammetrische Verfahren zum Einsatz.

Abb. 3: Nordfassade der Casa dei Postumii mit Läden/Werkstätten sowie dem im Obergeschoss erhaltenen Durchgang zu einer separaten Wohnung.



Abb. 4: Sondage im Bereich des Peristyls der Casa dei Postumii: Die beiden großen Kalkstein- und Lavablöcke (unter dem Maßstab) gehörten wahrscheinlich zu einer der ältesten Siedlungkerne der Stadtmauer.



Einblicke in das Alltagsleben

Der umweltarchäologischen Untersuchung aktueller Grabungsbefunde verdanken wir Einblicke in die Ernährungsgewohnheiten und die hygienischen Verhältnisse im alten Pompeji: Feigen und Weintrauben waren offenbar besonders beliebt, aber auch Kirschen standen neben alltäglicher Kost wie Linsen und Bohnen auf dem Speisezettel. Bevölkerung waren die Latrinen von Fliegen, deren Puppen sich erhalten haben. Ein traditionelleres Forschungsgebiet der Klassischen Archäologie ist die pompejanische Wandmalerei. Im Rahmen unseres



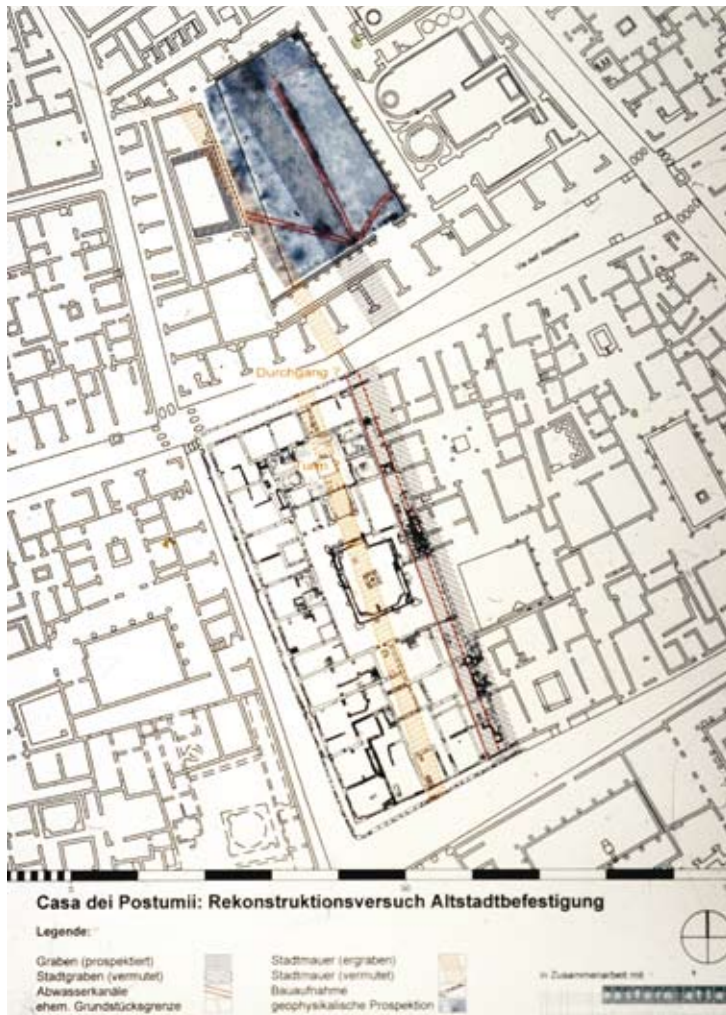
Abb. 5: Fund eines Bauopfers, das aus zwei ineinandergesteckten und über Kopf platzierten Schälchen (hellenistische Schwarzfirniskeramik) besteht.

Auf Basis dieser Dokumentation ist dann eine computergestützte Rekonstruktion der Gebäude erstellt worden, die ein dreidimensionales Bild der Anlage liefern und antike Raumeindrücke wieder erlebbar machen soll. Parallel zur Bauaufnahme fand eine minutiöse Analyse der Mauerstrukturen statt, die uns die architektonische Genese der Casa dei Postumii nachvollziehen lässt. Die Untersuchung der Anlage beschränkt sich allerdings nicht nur auf den oberirdisch sichtbaren Bestand: Mehrere Grabungsschnitte in den Untergrund des Hauses haben zu einem besseren Verständnis der Entstehung des Komplexes und nutzungsbedingter Veränderungen beigetragen sowie bemerkenswerte Einblicke in die älteste Stadtgeschichte Pompejis eröffnet (Abb. 4). Zeitgleich mit der Ausgrabung läuft die Auswertung der Funde, die wichtige Informationen zur Datierung und Interpretation der einzelnen Bau- und Nutzungsphasen liefern (Abb. 5). Alle Informationen laufen in einer relationalen Datenbank zusammen, die die Auswertung erleichtert und zudem als Basis für die Publikation dienen soll. Neben den Arbeiten in Pompeji werden in Neapel Archivunterlagen gesichtet, die zur Identifikation und Bestimmung des Fundmaterials beitragen, das während der Freilegung des Komplexes im 19. Jahrhundert zutage gefördert und in die Magazine des Nationalmuseums verbracht worden ist.

Projektes steht die Gesamtausstattung des Hauses mit dekorativen Motiven und mythologischen Bildern im Mittelpunkt des Interesses.

Abb. 6: Ansicht des kleinen Cubiculum (5) der Casa dei Postumii nach Abschluss der Konservierungsarbeiten im Jahre 2002.





DICKMANN

Sie stellt ein wichtiges Zeugnis für den Geschmack und das Repräsentationsbedürfnis der Bewohner dar. Die heute noch erhaltenen Reste der Wanddekoration sind zeichnerisch und photographisch aufgenommen und von Restauratoren untersucht worden. Daneben wird umfangreiches Bildmaterial aus dem 19. Jahrhundert ausgewertet, das die Fresken noch in weit besserem Zustand zeigt. Für die Konservierung besonders gut erhaltener Malereien konnte das Unternehmen Studiosus-Reisen als Sponsor gewonnen werden (Abb. 6). Mit dieser Hilfe war es möglich, die malerische Ausstattung eines Raumes zu sichern und vor weiteren Witterungseinflüssen zu schützen.

Neue Erkenntnisse aus den Grabungen

Welches Bild lässt sich nach unseren bisherigen Ergebnissen von der Entstehung und Nutzung der Casa dei Postumii zeichnen? Auf ein Schichtpaket aus dem Auswurf mehrerer prähistorischer Eruptionen des Vesuv folgt ein Siedlungshorizont des 7. Jahrhunderts v. Chr., d. h. aus der Gründungsphase des antiken Pompeji. Reste einer mächtigen Mauer des 6. oder 5. Jahrhunderts v. Chr. könnten zu einer Stadtbefestigung des ältesten Siedlungskernes gehören (siehe Abb. 4), dessen Verteidigungsgraben wir möglicherweise mit Hilfe geophysikalischer Prospektionen

in der Palästra der nach Norden anschließenden Stabianer Thermen haben nachweisen können (Abb. 7). Diese Befunde haben der Diskussion um die Entstehungsgeschichte Pompejis und ihrer frühen Befestigungsanlagen wichtige neue Impulse verliehen. Nach Aufgabe der vermuteten Altstadtmauer im späten 3. oder frühen 2. Jahrhundert v. Chr. errichtete man im Bereich des späteren Atriums und des nördlichen Flügels des Peristyls (Säulenhof) der Casa dei Postumii ein Gebäude, das bereits mit einem säulenumstandenen Hof ausgestattet war (Abb. 8).

Spätestens 150 Jahre später wurde es von einem einfachen Bau abgelöst, der nach Norden hin eine Ladenzeile besaß. Teile dieses Gebäudes wurden in die heute sichtbare Anlage eingebunden, deren Errichtung erst in der frühen römischen Kaiserzeit stattfand, d. h. während der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. Damals entstand der nördliche Teil des Hauses mit dem Atrium, nach Süden schloss ein Garten an, den wir durch den Fund von Pflanztöpfen nachweisen konnten. Im Jahr 62 n. Chr. wurde Pompeji Opfer eines schweren Erdbebens, das den endgültigen Untergang der Stadt siebzehn Jahre später ankündigte. Im Anschluss an diese erste Katastrophe richtete man im Bereich des Gartens ein Peristyl ein, an dem die repräsentativen Speiseräume des Hauses lagen (Abb. 9). Die nach

Abb. 7:
Kartierung der geophysikalischen Messergebnisse mit dem Verlauf der Stadtmauer (gelb schraffiert) und des Grabens (grau schraffiert) des 5. Jhs. v. Chr.

Abb. 8:
Sondage im Bereich des Peristyls der Casa dei Postumii: Reste einer Säule des älteren Peristyls sowie eines an die Säule anschließenden und aus Flusskieseln verlegten Bodens.



DICKMANN

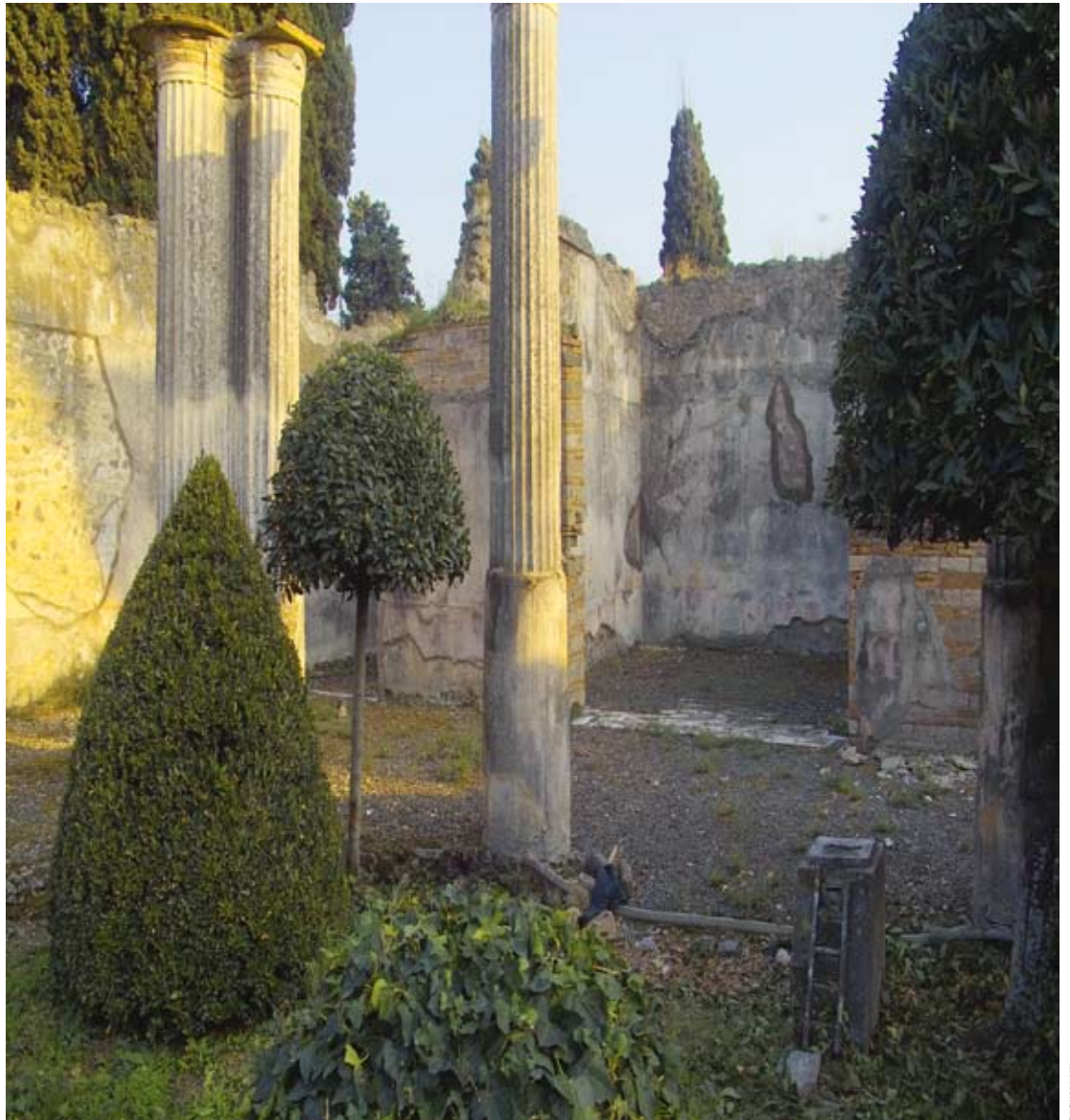


Abb. 9:
Das kaiserzeitliche
Peristyl der Casa dei
Postumii: Blick nach
Süden in die großen
Wohn- und Gesell-
schaftsräume.

Westen anschließende Straßenseite wurde mit weiteren Läden bebaut, die vom Hausbesitzer entweder vermietet oder an von ihm abhängige Personen vergeben werden konnten (siehe Abb. 2). Weitere kommerzielle Aktivitäten können wir im Bereich eines ausgedehnten Wirtschaftstraktes nordöstlich des Peristyls nachweisen. Diese Anlage macht sich die Nähe eines mächtigen Kanals zunutze, über den Abwässer aus der Produktion entsorgt wurden. Unmittelbar vor dem Vulkanausbruch am 24. August

79 n. Chr. war das Haus wieder eine große Baustelle. Überall stoßen wir auf Gruben und Gräben, die mit vulkanischem Lapillo verfüllt sind und von den Ausgräbern des 19. Jahrhunderts nicht angetastet wurden. Offenbar war man gerade mit der Neugestaltung der Wasserversorgung beschäftigt, als der Vesuv dem vielfältigen Leben in der Casa dei Postumii ein jähes Ende bereitete.

Für die historische Bewertung antiker Wohnarchitektur hat unser Pro-

jekt wichtige neue Einblicke in die Zusammenhänge zwischen lokaler Siedlungsgeschichte, wirtschaftlichen Faktoren und der Umsetzung unterschiedlicher Lebensstandards erbracht, die ein exemplarisches Licht auf einen zentralen Aspekt römischer Alltagsgeschichte werfen.

Dr. Dickmann arbeitet am Archäologischen Institut der Universität Heidelberg, Dr. Pirson am Deutschen Archäologischen Institut, Abteilung Istanbul.



MARZABOTTO

Auf der Suche nach dem Ursprung des Atriumhauses

JÜNGSTE AUSGRABUNGEN DER KOMMISSION ZUR ERFORSCHUNG DES ANTIKEN STÄDTEWESENS IN DER ETRUSKISCHEN STADT MARZABOTTO ERBRINGEN NEUE ERKENNTNISSE ZUR GENESE DES RÖMISCHEN HAUSES.

VON MARTIN BENTZ

Jeder, auch der Nichtarchäologe, kennt das römische Atriumhaus. Bereits in den Latein-Schulbüchern wird es als „das“ römische Haus exemplarisch dargestellt, wobei unsere Vorstellung des Atriumhauses in erster Linie auf den gut erhaltenen Befunden der Vesuvstädte, vor allem Pompejis, sowie den ausführlichen Erörterungen des römischen Autors Vitruv basiert.

Das Atriumhaus

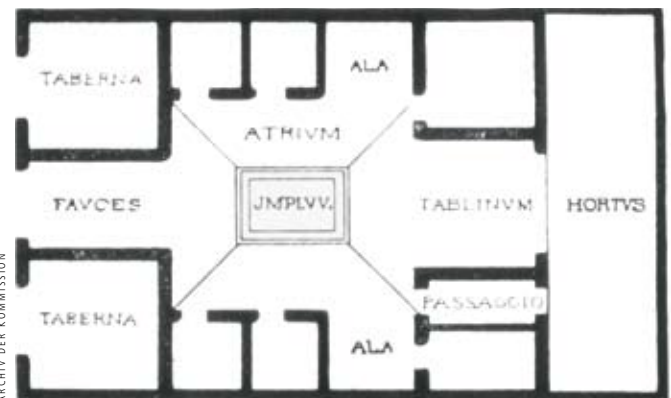
Bei dem „idealen“ Atriumhaus (Abb. 1, 2) handelt es sich um ein Reihenhhaus, dem zur Straßenfront *tabernae*, Ladenlokale, vorgelagert sind. Man betritt es von der Straße her durch einen Korridor, die *fauces*. Der Weg führt dann in das *atrium*, den zentralen Bereich des Hauses, von dem rechts und links kleine *cubicula* abgehen. In der Mitte des *atriums* mit hallenartigem Charakter befindet sich das *impluvium*, ein Wasserbecken, dem im Dach eine Öffnung, das *compluvium*, entspricht. Im hinteren Teil befinden sich drei offene Räume, seitlich die *alae*, im Zentrum das *tablinum*, der Sitz des Hausherrn. Zu dessen Seiten befinden sich größere *oeci*, die vor allem als Speiseräume dienten. Rechts des *tablinums* ein Durchgang in den dahinterliegenden Garten. Charakteristisch für das Haus ist die symmetrische Gliederung sowie die

Axialität mit der Hauptblickachse vom Eingang zum *tablinum* sowie der kreuzförmige Grundriss des *atrium* mit den drei offenen Räumen für die Repräsentation des Hausherrn und seiner Familie. Hier fand die morgendliche *salutatio* statt, bei der die Klienten empfangen und Geschäfte getätigt wurden.

Zur Forschungslage

Seit dem Beginn der Ausgrabungen in den Vesuvstädten im 18. Jahrhundert stehen die Häuser im Zentrum der archäologischen Forschung. Hierbei konzentrierte man sich vor allem auf die Wandmalereien, aber auch die Architektur wurde unter verschiedensten Gesichtspunkten analysiert. Besonders interessierte die Beziehung der Architektur zu den Schriftquellen, speziell zu den detaillierten Ausführungen des frühkaiserzeitlichen Architekturtheoretikers Vitruv, der verschiedene Atriumtypen nach der Dachform unterscheidet, aber auch Maße und Proportionen der einzelnen Bestandteile des Hauses angibt. In allerjüngster Zeit hat man sich verstärkt mit der sozialen Funktion der Häuser auseinandergesetzt; ein ganzheitlicher Ansatz wird von einem weiteren Projekt der Kommission für das antike Städtewesen anhand der Casa dei Postumii verfolgt (s. den Bericht von Dickmann/Pirson auf S. 20).

Das im Folgenden vorgestellte Projekt geht der Frage des Ursprungs

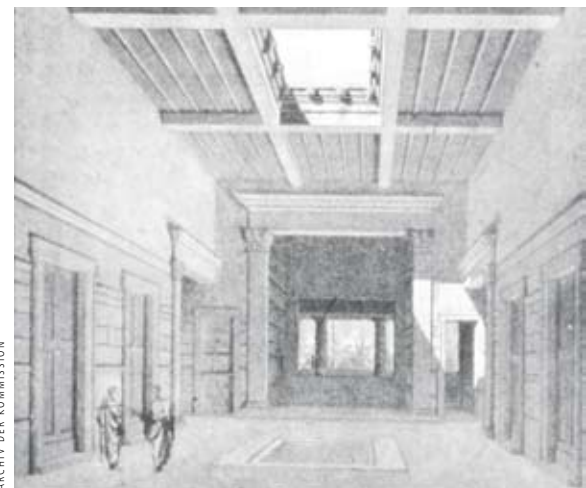


ARCHIV DER KOMMISSION

des Atriumhauses nach, das in den Vesuvstädten in der kanonischen Form seit dem späten 4. Jahrhundert v. Chr. nachzuweisen ist. Da es in keiner anderen Region des Mittelmeerraums Parallelen gibt, ist von seiner Entstehung in Mittelitalien auszugehen. Bislang lassen sich Atriumhäuser, die älter als die pompejanischen Beispiele sind, an weniger als an einer Hand

Abb. 1:
Grundriss eines „idealen“ römischen Atriumhauses.

Abb. 2:
Rekonstruierter Blick in das Atrium eines pompejanischen Hauses.



ARCHIV DER KOMMISSION



ARCHIV DER KOMMISSION

Abb. 3: abzählen, zudem sind sie nicht wissenschaftlich untersucht und in Apennin und Poebene mit den wichtigsten etruskischen Zentren. Umso mehr Bedeutung haben die Ausgrabungen der Kommission in der etruskischen Stadt Marzabotto, wo nun erstmals neue Erkenntnisse zur Genese des römischen Hauses gewonnen werden.

Abb. 4: Stadtplan von Marzabotto mit den Nekropolen (blau), den Heiligtümern (rot), der Agora (?), (gelb) und dem Grabungsareal (grün) der Kommission. **Erfolgreiche Kooperation** Das Projekt wird von der Kommission zur Erforschung des antiken Städtewesens der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit den Universitäten Bonn und Re-



ARCHIV DER KOMMISSION

gensburg in Zusammenarbeit mit dem zuständigen Denkmalamt der Emilia Romagna seit 2001 durchgeführt; die Grabungstätigkeit soll 2006 abgeschlossen werden. Die Arbeiten stehen unter der Leitung von Ch. Reusser (Regensburg) und Martin Bentz (ehemals München, jetzt Bonn); beteiligt sind außerdem der Bauforscher R. Zahn sowie zahlreiche Studenten. Zusätzlich zur Finanzierung durch die Kommission konnten Mittel der Fritz Thyssen Stiftung und der Stiftung zur Förderung der Wissenschaften in Bayern erworben werden.

Marzabotto, eine etruskische Siedlung

Marzabotto liegt nicht im eigentlichen Etrurien, sondern in der sogenannten *Etruria Padana* am Nordabhang des Apennin am Fluss Reno, der im Gebirge entspringt und bei der Hafenstadt Spina ins Meer mündet (Abb. 3). Zu Zeiten ihrer größten Blüte und Macht um die Mitte des 6. Jhs. erweiterten die Etrusker ihr zwischen Tiber und Arno liegendes Kerngebiet und besiedelten Teile der Poebene, unter anderem um die Handelswege nach Norden und die Adriaehäfen kontrollieren zu können. Zu diesem Zeitpunkt wird auch das an einem der Haupthandelswege liegende Marzabotto besiedelt.

Erwähnt werden muss, dass Marzabotto in Italien heute weniger wegen der Etrusker, sondern vor allem wegen der Kriegsverbrechen im Zweiten Weltkrieg bekannt ist. Vom 29. September bis 2. Oktober 1944 ermordeten SS-Truppen dort in einer Racheaktion gegen Partisanen etwa 770 Frauen, Kinder, alte Menschen und Geistliche. Trotz dieser Ereignisse, neben den Fosse Ardeatine bei Rom das Symbol für Nazigräuel in Italien, sind deutsche Archäologen dort heute willkommen.

Die Anlage der Stadt

Marzabotto ist die einzige etruskische Stadt, deren Gesamtplan wir kennen (Abb. 4). Der Plan ist von dem griechischer Kolonien in Süditalien beeinflusst. Charakteristisch ist die eine Nord-Süd-Achse, *Plateia A*, sowie drei große Ost-West-Straßen, *Plateiai B-D*. Die einzelnen Wohnblocks (*insulae*) sind durch schmalere Wege, *stenopoi*, voneinander getrennt. Die Funktionsbereiche der Stadt sind weitgehend bekannt. Es gab keine Stadtmauer, sondern anscheinend nur einen einfachen Wall – zwei Stadttore, im Norden und Süd-Osten, haben sich erhalten. Außerhalb der Stadttore befinden sich, wie in der Antike üblich, die Friedhöfe, Nekropolen, von denen die Nord- und Ostnekropole erhalten sind; mindestens eine weitere im Westen ist wohl durch den Fluss zerstört. Im Norden liegen die Heiligtümer: die Akropolis mit fünf parallel angeordneten Tempeln bzw. Altären sowie ein Quellheiligtum. Eine komplette *insula* nimmt der große Tempel in der Stadt ein. Daneben, ebenfalls am Nordrand der Stadt gelegen, liegt vermutlich das *forum*, das noch nicht ergraben wurde. Die übrige Stadt war mit Wohnbauten bedeckt.

Insula IV 1, Haus 2

Da nun der urbanistische Rahmen bekannt ist wie bei keiner anderen etruskischen Stadt, erschien ein gezieltes Projekt zu einem exemplarischen Wohnkontext hier besonders lohnend. Anstatt jedoch an einer neuen Stelle zu graben, haben wir uns entschlossen, eines der schon früher oberflächlich frei gelegten Häuser neu zu untersuchen: Haus 2 der *Insula IV 1*, an der Hauptstraße, *Plateia A*. Trotz der Bedeutung Marzabottos gibt es bislang keinen brauchbaren Plan dieser Bauten, der dem tatsächlichen Bestand gerecht würde, noch ist einer der Befunde

je mit seinem Inventar im Kontext publiziert worden.

Das Haus (Abb. 5, 6) misst 17,6 x 34 m, das sind genau 600 m², und ist von der angrenzenden Bebauung durch Kanäle getrennt. Erhalten haben sich die Fundamente aus Flusskiesel. Der Grundriss entspricht in allen Details dem römischen Haus. Zur Straße hin gibt es Ladenlokale (*tabernae*), ein langer Korridor (*fauces*) führt zum kreuzförmigen Hof (*atrium*) mit seitlich offenen *alae* und zentralem *tablinum*. Unter dem Gang befindet sich ein Abwasserkanal zum Hauptkanal an der Straße, welcher dann zum Flusstal führt. In der Mitte des *atrium* konnte in der letzten Grabungskampagne 2005 das *impluvium* nachgewiesen werden, an das ein Brunnen anschließt. Während der Grabungen kamen viele tausend Kleinfunde, vor allem Keramik, aber auch Bronze, Eisen und Knochen, zutage (Abb. 7).

Die Grabungen konnten lückenlos die Geschichte des Hauses klären. Mit Gründung der Stadt um Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. ist das Grundstück nur im östlichen Teil mit einem einfachen Pfostenhaus mit einem Fußboden aus Kies bebaut. In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts wird es durch einen



Abb. 7: Aufbewahrungsgefäß (stamnos) lokaler Produktion, im Brunnen gefunden.

ebenfalls kleinen Rechteckbau mit Steinfundamenten ersetzt. Erst um oder nach der Mitte des 5. Jahrhunderts kommt es zur Anlage des Atriumhauses, das nach Umbauten im frühen 4. Jahrhundert im Zuge der Kelteneinfälle in Norditalien für immer verlassen wird.

Rückschluss auf die soziale Funktion

Ein wichtiges Ergebnis ist also zum einen eine genauere Datierung des Atriumhauses, das deutlich älter als die bisher bekannten Häuser des Typus ist. Zum anderen lässt sich kein fließender Übergang vom einfachen archaischen Rechteckbau, der in ganz Italien verbreitet ist, zum komplexen Atriumhaus feststellen. Im Zuge einer dichteren Besiedlung der Stadt erscheint unvermittelt der neue Haustypus, bei dem es sich eher um eine „Erfindung“ als um das Ergebnis einer kontinuierlichen Entwicklung zu handeln scheint.

Überlegungen, die die urbanistische Situation einbeziehen, führen zu einer weiterführenden These. Nach momentanem Kenntnisstand folgen nicht alle Häuser Marzabottos dem gleichen Plan; die meisten besitzen nur die halbe Größe (250–300 m²) und weisen einen anderen Grundriss auf. Die großen Häuser mit dem „kanonischen“ Grundriss sind auf eine *insula* beschränkt, die zudem an der Hauptstraße der Stadt in unmittelbarer Nähe zu Heiligtümern und Forum liegt. Hier muss also die „Elite“ der Stadt gewohnt haben, die großen Platz- und Repräsentationsbedarf hatte. Waren es die *patroni* Marzabottos, die – um von den römischen Sitten rückzuschließen – hier bei der morgendlichen *salutatio* ihre Klienten empfangen? Wir wissen, dass die etruskischen Stadtstaaten nach monarchischer Struktur im 6. Jahrhundert ein republikanisches System wie Rom besaßen – zahlreiche

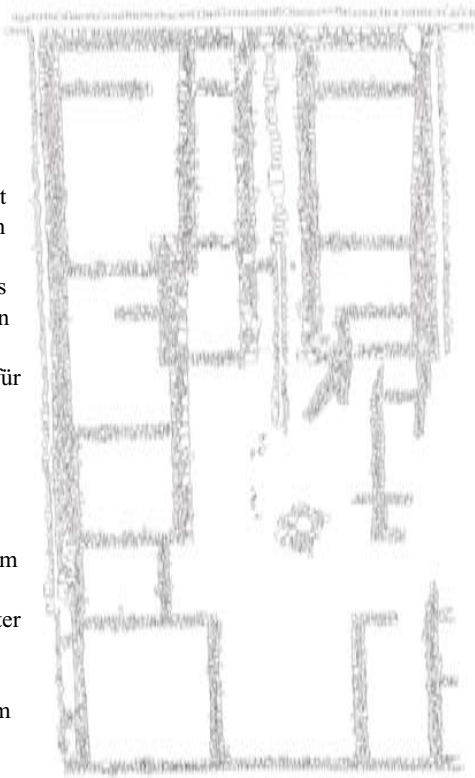


Abb. 5: Grundriss des Hauses in der letzten Phase um 400 v. Chr.



ARCHIV DER KOMMISSION

Ämter, die innerhalb weniger mächtiger Familien vergeben wurden, sind uns durch Inschriften bekannt.

Fazit

Anhand des Fallbeispiels Marzabotto lässt sich jedenfalls erstmals ein sehr enger Zusammenhang zwischen Atriumhaus und sozialer Funktion für die städtische Oberschicht bereits in der Frühzeit postulieren – diese Funktion hat anscheinend wesentlich die Form geprägt.

Der Autor ist Professor für Klassische Archäologie an der Universität Bonn.



Abb. 6: Ansicht des Hauses nach oberflächlicher Freilegung. Im Vordergrund das offene *tablinum*, dahinter das *atrium* mit Brunnen. Von Westen.

GRAUBÜNDEN

Der römische Alpenfeldzug über den Septimer 15 v. Chr.

SENSATIONELLE FUNDE BRINGEN EINEN FAST VERGESSENEN ALPENÜBERGANG IN DER SCHWEIZ IN DEN BLICKPUNKT DER FORSCHUNG.



Antikes Verkehrsnetz zwischen Bodensee und Bündner Pässen. Deutlich hervorgehoben sind die Fundplätze Septimer und Crap Ses-Schlucht.

VON WERNER ZANIER

Epochengrenzen sind seit jeher eine besondere Herausforderung für die vor- und frühgeschichtliche Forschung. Wie definiert man das Ende einer alten und den Beginn einer neuen Kultur? Welche Änderungen lassen sich feststellen und welche Gründe führten dazu? Für alle möglichen Lebensbereiche wird versucht, Kontinuitätsstränge und Kontinuitätsbrüche archäologisch zu belegen: Bevölkerung, Gesellschaftsstruktur, Siedelwesen, Raumordnung, Technik, Wirtschaftsweise, religiöse Ausdrucksformen u. a. Die Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und

Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hat seit 1994 den Beginn und das Ende der römischen Epoche in den Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit gestellt. Der eine Forschungsschwerpunkt behandelt den Übergang von der Spätantike zum Frühen Mittelalter, der andere beschäftigt sich mit Fragen nach der Kontinuität von der jüngeren vorrömischen Eisenzeit in die frühe römische Kaiserzeit während der Jahrzehnte um Christi Geburt in Raetien.

Vorbemerkung: eine Oberammergauer „Passion“ im Jahre 15 v. Chr.?

Im Sommer des Jahres 15 v. Chr. haben Tiberius und Drusus, die beiden Stiefsöhne des Kaisers Augustus, die mittleren Alpen sowie das süddeutsche Alpenvorland erobert. Nur wenige schriftliche Quellen informieren uns über Ablauf und Organisation dieses Feldzuges, der den Beginn der über 400 Jahre dauernden römischen Herrschaft nördlich der Alpen markiert.

Den wohl ersten archäologischen Beleg dieses epochalen Ereignisses lieferten 1993 die Ausgrabungen unserer Kommission auf dem Döttenbühl südlich von Oberammergau. Der heute bewaldete Hügel diente der heimischen Bevölkerung von etwa 100 v. bis 50 n. Chr. als Heiligtum. Unter den über 1.000 als Weihgaben niedergelegten Metallobjekten waren auch Hunderte

von römischen Waffenteilen, die von einer Passion der Bewohner im oberen Ammertal erzählen: Die Waffen stammen nämlich von einer militärischen Auseinandersetzung zwischen heimischen Kriegerern und römischen Soldaten wahrscheinlich im Jahre 15 v. Chr. Nach dem Abzug der siegreichen römischen Truppen haben die Ortsansässigen das nahe gelegene Schlachtfeld nach übrig gebliebenen Waffen gründlich abgesucht und die aufgesammelten Teile als Beutewaffen auf ihrem heiligen Berg den Göttern geweiht.

Septimer: eine bemerkenswerte Fundgeschichte

Seit 2003 bin ich dabei, einen umfassenden Forschungsüberblick über die historischen und archäologischen Quellen im Alpenrheintal zwischen Bodensee und Bündner Pässen während der Jahrzehnte um Christi Geburt zu erstellen. Im März 2004 beschäftigte ich mich für das Kapitel Verkehrsgeographie gerade mit den Bündner Pässen, als mich wegen der Funde von Oberammergau ein Münchner Sondengänger in den Räumen der Kommission besuchte: Er sah die aufgeschlagene Landkarte auf meinem Schreibtisch, deutete mit dem Finger auf den Septimer und teilte mir freudig mit, von dort kämen etwa zehn Schleuderbleie, die mit Stempeln der 3. und 12. Legion versehen und derzeit bei ihm zuhause aufbewahrt seien. Ich

wurde stutzig, sind doch erst wenige Monate zuvor nur etwa 30 km nördlich vom Septimer gestempelte Schleuderbleie der 3., 10. und 12. Legion in einer schweizerischen Fachzeitschrift vorgelegt worden. Diese Vergleichsstücke aus dem Umfeld der Crap Ses-Schlucht im Oberhalbstein waren dem Münchner Sondengänger aber ganz offensichtlich nicht bekannt.

Ich bat ihn sogleich, er möge mir die Schleuderbleie vorbeibringen. Schon am nächsten Tag lieferte er tatsächlich acht Schleuderbleie in der Akademie-Kommission ab: 5 Stück mit Stempel L•III (= Legio tertia), 2 Stück mit Stempel L•XII und 1 Stück ohne Stempel. Der Sondengänger berichtete, aus dem näheren Umfeld gäbe es noch weitere Metallfunde. Der Finder sei ein ihm gut Bekannter aus Vorarlberg, dieser habe die Funde in den Jahren 2002 und 2003 entdeckt und ihm acht Schleuderbleie kurzfristig zur näheren Begutachtung überlassen. Sobald der Septimer schneefrei sei, werde er mit seinem Bekannten die Fundstelle nochmals absuchen. Er bat mich, die Fundstelle nicht preiszugeben, weil dies nur andere Sondengänger an die Fundstelle locke. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass er dafür eine Genehmigung brauche und die Funde vom Septimer Eigentum des Kantons Graubünden seien. Auf keinen Fall wollte er den Namen des Finders nennen. Sein Vertrauen war immerhin so groß, dass die Schleuderbleie für einige Tage zum Zeichnen in der Akademie verbleiben konnten.

Noch am selben Tag habe ich Jürg Rageth vom Archäologischen Dienst Graubünden in Haldenstein bei Chur telefonisch über diese Neufunde informiert. In detektivischer Kleinarbeit konnte ich den Namen des Finders der Schleuderbleie ermitteln. Hilfreiche Informationen bekam ich von Anton Höck vom Tiroler Landesmuseum



ARCHÄOLOGISCHER DIENST GRAUBÜNDEN

Ferdinandeum in Innsbruck, von Sebastian Gairhos, der aufgrund seiner am Münchner Universitätsinstitut entstandenen Masterarbeit über das spätrömische Chur mit den Verhältnissen in Graubünden gut vertraut ist, sowie von Gerhard Grabher vom Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz.

Nachdem ich Herrn Rageth vom Archäologischen Dienst Graubünden einen ausführlichen Bericht samt Zeichnungen der Schleuderbleie geschickt hatte, nahm dieser Kontakt mit dem Finder auf. In einem ausführlichen Schreiben hat er den Finder über die Rechtslage aufgeklärt und dann noch von einem weiteren Procedere gesprochen, über das man sich in der Schweiz einigen könne. Das Wort „Procedere“ machte auf den Finder einen großen Eindruck, und aus Angst vor einem „Prozess“ traute er sich nicht mehr in die Schweiz. Weil er nunmehr die Funde dem Kanton Graubünden als rechtmäßigem Eigentümer überlassen wollte, stellte ich mich als Kurier zur Verfügung. Die Übergabe erfolgte auf neutralem Boden – im Vorarlberger Landesmuseum Bregenz. Zusammen mit Herrn

Gairhos bin ich im Juni 2004 dorthin gefahren, wo wir uns mit dem Finder und Herrn Grabher trafen. Wir bekamen die Funde ausgehändigt und haben sie am nächsten Tag wohlbehalten beim Archäologischen Dienst Graubünden auf Schloss Haldenstein abgeliefert. Nachdem die Funde in Graubünden waren, traute sich auch der Finder, wieder in die Schweiz zu reisen. Im August hat er zusammen mit Herrn Rageth die Fundstellen auf dem Septimerpass besichtigt.

Septimer: Kampf und Kult 15 v. Chr.?

Bereits 1937 sind auf der Passhöhe des Septimers bei Ausgrabungen eines mittelalterlichen Hospizes Funde aus der Zeit des römischen Alpenfeldzugs bekannt geworden. Nicht weit davon entfernt entdeckte der Vorarlberger Sondengänger die oben genannten acht Schleuderbleie auf engstem Raum, die in Form, Größe, Gewicht und Stempeln den Exemplaren aus dem Umfeld der Crap Ses-Schlucht entsprechen. Fünf weitere Schleuderbleie befanden sich nahe beieinander, sie waren kleiner und ungestempelt. Neben diesen offenbar bewusst

Aufstieg zum Septimer von der Nordseite. Der Pfeil markiert die Lage des mittelalterlichen Hospizes. Deutlich erkennbar ist der heutige Fahrweg. Blick nach Südwesten.

deponierten Schleuderbleien kamen weitere Metallobjekte zum Vorschein: ein sichelförmiges Laubmesser, eine Hellebardenaxt vielleicht als Waffe der Einheimischen, zwei Lanzen spitzen, eine Geschosspitze mit Tülle, eine lange umgelaufene, nicht bestimmbare Bronzemünze, eine Miniaturamphore aus Blei mit Aufhängeöse, ein eiserner Durchschlag, ein bronzenener Henkelgriff, zwei Eisenringe sowie Fragmente von drei kleinen Bronzeglöckchen.

Jürg Rageth betrachtet die Funde als „Zeugen des Alpenfeldzuges von 15 v. Chr.“ und entwirft ein anschauliches Bild: Die einheimischen Stammesverbände hätten im Sommer des Jahres 15 v. Chr. durch Informanten vom Anmarsch römischer Truppen erfahren. Unverzüglich seien einige Hundertschaften im Oberhalbstein und den benachbarten Talschaften zusammengezogen worden. Diese bewaffneten Scharen hätten den mehreren tausend römischen Soldaten am Septimerpass einen ersten Empfang bereitet, seien aber gegen die enorme Übermacht chancenlos gewesen. „Nach der definitiven

Septimer mit Passhöhe auf 2.310 m ü. M. Im Vordergrund rechts des Weges der Standort des mittelalterlichen Hospizes. Blick nach Norden.



Niederlage gegen die römischen Legionen haben vielleicht Einheimische am Ort des Kampfgeschehens liegen gebliebene Waffen und andere Objekte eingesammelt und sie an einem speziell ausgewählten Ort zu Ehren einer Gottheit im Sinne eines Opfers deponiert“.

Bei dieser Interpretation wären nach unserem heutigen Wissen die Gegenstände nicht in einem bereits existierenden Kultareal geopfert, sondern aus aktuellem Anlass niedergelegt worden. Allerdings kann allein aus den Waffenfunden nicht zwingend auf eine militärische Auseinandersetzung geschlossen werden. Das mit Hilfe eines Metalldetektors geborgene Fundspektrum würde auch zu einer Straßenstation, einem Militärposten, einem Rastplatz oder einem Heiligtum passen. Wie dem auch sei, die Neufunde bestätigen die schon lange vermutete Bedeutung des Septimers in augusteischer Zeit und machen wahrscheinlich, dass römische Truppen 15 v. Chr. den Pass überquerten. Zusammen mit den Funden der Crap Ses-Schlucht ist damit der Alpenfeldzug im Alpenrheintal zum ersten Mal archäologisch nachgewiesen.

Am Alpenfeldzug 15 v. Chr. beteiligte Legionen

Welche römischen Legionen waren am Alpenfeldzug 15 v. Chr. beteiligt? Seit Anfang des 20. Jahrhunderts werden die 13., 16. und 21. Legion diskutiert. Dazu kommt die 19. Legion, die unter anderem durch einen Stempel auf eisernen Katapultpfeilspitzen aus den oben erwähnten Funden bei Oberammergau belegt ist. Die auf den neuen Schleuderbleien genannten Legionsnummern der 3., 10. und 12. Legion spielten in der bisherigen Forschung für den Alpenfeldzug keine Rolle. In Frage kommen drei 3. und zwei 10. Legionen mit verschiedenen Beinamen. Das gestempelte Blitzbündel auf der Rückseite der Bleie der 12. Legion zeigt, dass es sich um die Legio XII Fulminata handelt.

Unsere Kenntnisse über die Dislokation der Legionen zur Zeit des Kaisers Augustus (27 v. Chr. bis 14 n. Chr.) sind unsicher und beruhen weitgehend auf Analogieschlüssen aus späterer Zeit. Wir haben keine eindeutigen Hinweise, wo sich die auf den Schleuderbleien genannten Legionen unmittelbar vor dem Alpenfeldzug aufhielten. Am Ende der Regierungszeit des Augustus befanden sich die betreffenden Legionen in Spanien (X Gemina), in Afrika (III Augusta), in Ägypten (III Cyrenaica) und in Syrien (III Gallica, X Fretensis, XII Fulminata). Während also die Legionen, für die man bisher eine Beteiligung am Alpenfeldzug erwog, später durchwegs im Nordwesten des Reiches stationiert waren (13., 16., 19. und 21. Legion), lagen die drei auf den Schleuderbleien genannten Legionen in Spanien oder Afrika oder im Osten des Reiches (3., 10. und 12. Legion). Alle drei könnten in Syrien gelegen haben. Denkbar wäre, dass die römische Militärführung für den bevorstehenden Krieg Schleuderer (*funditores*) aus drei syrischen Legionen (III Gallica, X Fretensis,

ARCHÄOLOGISCHER DIENST GRAUBÜNDEN

XII Fulminata) anforderte und sie den Truppen mit Marschbefehl über die Bündner Pässe zuordnete. Vielleicht waren die vorzüglich ausgebildeten *funditores* dieser Legionen in Syrien gerade entbehrlich und man wollte sie für den Alpenfeldzug nutzen. Möglicherweise nennen die Stempel auch zwei syrische Legionen (X Fretensis, XII Fulminata) und eine aus Ägypten (III Cyrenai-ca). Jedenfalls kann aus den gestempelten Schleuderbleien nicht auf die Anwesenheit vollständiger Legionen geschlossen werden. Die kleinen, sauber ausgeführten Stempel sollten wohl die jeweiligen Legionen als Eigentümer bezeichnen. Versteht man die Stempel auch als Fabrikationsmarken bzw. Herkunftsangaben, dann könnten die Schleuderbleie aus Vorräten nicht beteiligter Legionen stammen und als Munition an vorgesehene Einsatzkräfte weitergegeben worden sein.

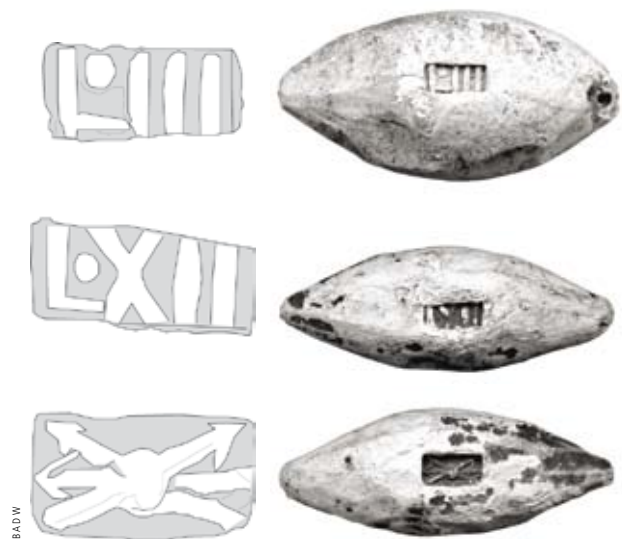
Die Schleuderwaffe und ihr Einsatz

Die Schleuderwaffe (*funda*) besteht aus einem Leder-, Hanf-, Flachs- oder Leinenriemen und besitzt in der Mitte eine Erweiterung für das Geschoss aus Stein, Ton oder Blei. Die Schlaufe an dem einen Ende des Riemen wird am kleinen Finger befestigt, das andere Ende zwischen Daumen und Zeigefinger gepresst. Aus dem Handgelenk wird die Schleuder zwei- oder dreimal in schnellen Drehungen über dem Kopf geschwungen, der Daumen gibt das Ende frei und das beschleunigte Geschoss verlässt die Kreisbahn. Geübte Schleuderer können bei gezielten Schüssen eine hohe Treffsicherheit erreichen. Die günstigste Gefechtsentfernung für Schleudergeschosse liegt bei etwa 30 bis 60 m. Die größte effektive Reichweite von Bleigeschossen bei noch ausreichender Treffsicherheit beträgt ungefähr 100 m. Die Schleuderwaffe wurde im römischen Heer vor allem während

republikanischer Zeit benutzt, und zwar bevorzugt in offenen Feldschlachten und bei Belagerungen. Weder auf dem Septimer noch im Umfeld der Crap Ses-Schlucht werden sich Gelegenheiten geboten haben, die Schleuderwaffe wirkungsvoll einzusetzen. Vielleicht waren die *funditores* in Erinnerung ihrer erfolgreichen Einsätze während der späten Republik für mögliche Belagerungen von befestigten, einheimischen Siedlungen vorgesehen.

Fazit

Will man zwischen Oberhalbstein und Comersee die Alpen überqueren, so muss entweder die längere Route über den Julier- und Malojapass überwunden werden oder die kürzere, aber steilere Variante über den Septimer. Diese beiden Passstrecken wechselten sich im Laufe der Geschichte in ihrer Bedeutung ab. Die Route über Julier und Maloja dominierte etwa von der Mitte des 1. bis ins 10. Jahrhundert sowie seit dem Ausbau der Julierstraße im 19. Jahrhundert. Der heute bedeutungslose Septimer war in augusteischer Zeit sowie von der späten Karolingerzeit bis ins 19. Jahrhundert der Hauptpass. Die interessanten Neufunde vom Septimer werfen ein unerwartetes Schlaglicht auf die Rolle des Septimers während der römischen Okkupation. In Frage käme das Unternehmen von Publius Silius Nerva, falls er im Jahre 16 v. Chr. mit seinem Heer tatsächlich die Bündner Pässe überschritten haben sollte. Wahrscheinlicher ist aber ein Zusammenhang mit dem Alpenfeldzug von 15 v. Chr. Ob nun Tiberius selbst oder Lucius Calpurnius Piso oder ein anderer Unterfeldherr den Zug über die Bündner Pässe ins Oberhalbstein leitete, wird sich kaum noch entscheiden lassen. Ebenso unsicher bleibt, ob damals auch der Weg über Maloja und Julier benutzt wurde.



Gemeinsam mit dem Archäologischen Dienst Graubünden plant die Kommission eine archäologische Untersuchung auf dem Septimer. Viele Fragen sind noch offen: Gibt es weitere Metallfunde? Gibt es Keramik? Sind Befunde festzustellen? Wo liegen die Grenzen des Fundareals? Welche Beziehung besteht zwischen den Neufunden und den 1937 entdeckten Funden im Bereich des mittelalterlichen Hospizes? Ausgrabungen an diesem brisanten Platz bieten sich also an. Aus den Felduntersuchungen könnten sich dann weitere Prospektionen ergeben: Zwischen den 30 km voneinander entfernten Fundorten Septimer und Crap Ses-Schlucht liegt östlich vom Padnal bei Savognin – etwa 6 km südlich der Crap Ses-Schlucht – vermutlich eine römische Militärstation der augusteisch-tiberischen Zeit. Das Gebiet zwischen Septimer und Chur bietet günstige Voraussetzungen, um römische Etappenplätze des augusteischen Okkupationsheeres zu lokalisieren. Außerdem wüssten wir zu gerne, wo und wie zu dieser Zeit die einheimische Bevölkerung lebte.

Der Autor ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Schleuderbleie vom Septimer. Oben mit Stempel der 3. Legion (L•III). Mitte und unten mit Stempel der 12. Legion (L•XII) auf der Vorderseite bzw. Blitzbündel auf der Rückseite. Länge des oberen Schleuderbleis 3,5 cm, des unteren Exemplars 4,1 cm. Stempelfelder ca. 0,7 x 0,3 cm.

ALLGÄU

Der Auerberg

EINE RÖMISCHE BERGSIEDLUNG DES FRÜHEN 1. JAHRHUNDERTS N. CHR.



Abb. 1: Der Auerberg, im Hintergrund die Allgäuer Alpen. Luftbild von Nordosten.

VON GÜNTHER ULBERT

Zwischen Schongau und Füssen, unmittelbar vor dem Nordfuß der Allgäuer Alpen, beherrscht weithin sichtbar der Auerberg – eine markante 1.055 m hohe isolierte Anhöhe – das schwäbisch-bayerische Voralpenland (Abb 1.). Zwei Römerstraßen führen in einiger Entfernung am Auerberg vorbei, wobei die im Lechtal bis Augsburg und an die Donau verlaufende *Via Claudia Augusta*, die von Oberitalien über die Alpen bei Füssen das Voralpengebiet erreicht, für unseren Berg von besonderer Bedeutung war (Abb. 2).

Im Kern besteht der Berg aus Nagelfluhfelsen der quartären Molasse-schichten, teilweise überlagert von mächtigen eiszeitlichen Deckschottern. Im oberen Teil gliedert er sich in zwei, durch eine tiefe Mulde getrennte Erhebungen: den etwas niedrigeren „Schloßberg“ im Süden

und den steilen Kirchberg mit seiner spätromanischen, barockisierten, reizvollen Kirche des hl. Georg. Beide Kuppen umschließt ein teilweise noch gut erhaltener vielgliedriger Erdwall, an den sich zwei offenbar unfertige Annexe im Osten und Süden anschließen.

Wir wissen heute durch unsere Ausgrabungen, dass der Berg im zweiten Jahrzehnt n. Chr. (etwa ab 13/14 n. Chr.) von römischen Siedlern – zivil und militärisch – besetzt und bereits nach 40 n. Chr. wieder verlassen wurde. Mit seiner für römische Verhältnisse extrem hoch gelegenen, auch witterungsmäßig exponierten befestigten Ansiedlung, seiner ungewöhnlich kurzen Siedlungsdauer von nur einer Generation, seiner vielschichtigen Baustrukturen und einem ungemein reichhaltigen, teilweise von weither importierten, qualitativollen Fundmaterial (Abb. 10, 11, 12 und 13), ist der Berg für die Archäologie und

Geschichte nicht nur des süddeutschen Alpenvorlandes im frühen 1. Jahrhundert n. Chr. von größter Bedeutung (Abb. 3).

Zur Geschichte der Forschung

Es verwundert kaum, dass bereits im frühen 19. Jahrhundert historisch-landesgeschichtliche Heimatforscher sich mit dem Berg und seinen schon bald als künstlich erkannten Wallanlagen befasst haben. Besonders in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts war es dann vor allem Hauptmann a. D. Hugo Arnold, der einen ersten soliden Plan erstellte und sämtliche Wälle, Gruben etc. zusammenfassend beschrieb: „Die ganze Kuppe des Auerberges trägt einen Ring von Verschanzungen, deren Grundrissform durch das Terrain vorgezeichnet ist.“ Arnold erkennt sehr klar das Wall-Graben-System. Die Wasserversorgung für die „Besitzer oder Bewohner“ sei durch mehrere ergiebige Quellen gesichert. Bei diesen und anderen Beobachtungen bleibt Arnold stets auf dem Boden der Tatsachen. Heftig ins Spekulieren gerät er freilich bei der Frage der möglichen Anzahl der Bewohner (50.000!) und der „Verteidiger“ (16.000!). Wir haben „in den Befestigungen des Auerbergs keine Verschanzungen in kleinem Stile, sondern ein verschanztes Lager, ein *oppidum*, wie es bei Caesar heißt, vor uns.“ In römischer Zeit vermutet Arnold einen „Beobachtungsposten“ und in nachrömischer Zeit unter der Kirche eine Kultstätte der Germanen, d. h. „Schwaben“. Zuletzt (1882) tritt er jedoch ganz entschieden für die auch von anderen favorisierte Keltentheorie

GÜNTHER ULBERT

ein und vor allem für die Identifizierung des „Oppidums“ mit einem bei Strabo überlieferten *Damasia*. Man war überzeugt, dass es sich nur um eine „Festung“ der einheimisch-keltischen *Likates*, der Bewohner in der Lechregion handeln könne, und zwar um das oben genannte *Damasia* (Strabo, Geogr. IV 6,8). Bei der Aufzählung der keltischen Vindelikerorte nennt Strabo zunächst *Brigantium* (Bregenz), die Polis der Brigantes, sodann *Cambodunum* (Kempten), die Polis der Estionen und schließlich $\Delta\alpha\mu\alpha\varsigma\iota\alpha$, die Polis der *Likates*. Bemerkenswerterweise versieht er nur diesen Ort mit einem kennzeichnenden „ὡσπερ ἀρόπολις“ = „gleich einer hoch aufragenden Burg“. Die Identifizierung der Polis der *Likates* *Damasia* mit der akropolisartigen Situation des Auerbergs war nur folgerichtig. Freilich fehlte nach wie vor ein bündiger Beweis, denn am Ende des 19. Jahrhunderts lag noch kein einziger keltischer Fundgegenstand vor. So empfahl schließlich Hugo Arnold am Schluss seiner langen Diskussion mit Recht und Nachdruck „systematische und mit großen Mitteln durchzuführende Ausgrabungen“.

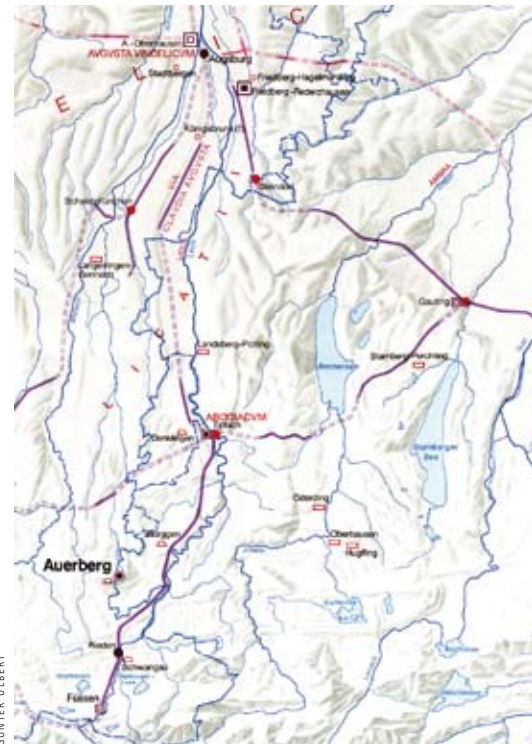
Ein großes Verdienst um die Archäologie und Geschichte des Auerbergs erwarb sich Kurat Christian Frank aus Kaufbeuren, der in den Jahren 1901 bis 1906 zunächst mit privaten Mitteln, sodann im Auftrag der „Akademischen Commission für die Erforschung der Urgeschichte Bayerns“ und mit Unterstützung der „Königlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften“ Grabungen durchführte. Er verfügte freilich noch über keine große Grabungserfahrung, umso erstaunlicher sind die Ergebnisse, die er im „Einmannbetrieb“ jeweils nur in wenigen Tagen des Jahres erreichte und über die er gewissenhaft und ausführlich nach jeder Kampagne an die „Königlich-Bayerische Akademie der Wissenschaften“ berich-

tete. Frank besaß einen untrüglichen Blick für künstliche Geländeformationen in dieser Auerbergregion, er war archäologisch, volkskundlich und heimatgeschichtlich gebildet. Er besaß aber auch ein gerüttelt Maß an Fingerspitzengefühl!

Zu seinen bedeutendsten Entdeckungen gehören ein noch vorzüglich erhaltenes Wasserbecken mit zahlreichen Funden aus Metall und Keramik, wobei drei gut erhaltene, reich verzierte frühromische Militärdolche samt Gürtelbeschlägen für den Charakter der Auerbergsiedlung in der Forschung von großer Bedeutung waren. Frank konnte ferner nachweisen, dass vor allem der ganze Kirchberg in frühromischer Zeit – und nur in dieser – dicht besiedelt gewesen sein muss. Dass es sich dabei vornehmlich um eine Holzbauweise gehandelt haben muss, auch dies erkannte Frank: eine für damalige Zeit und für den keineswegs erfahrenen Ausgräber bemerkenswerte Einsicht.

Zur Zeitstellung der Frühsiedlung des Berges kam er sodann zusammen mit dem Prähistoriker J. Jacobs nach Analyse der Kleinfunde zu folgendem Ergebnis:

„Die Römer haben sich in der kurzen Zeitspanne zwischen 20 und 40 n. Chr. auf dem Berg niedergelassen. Der Zweck der Siedlung war



gewiss ein militärischer. In der Zeit danach wurde von einer dauernden Besiedlung dieses exponierten Platzes abgesehen ... davon fehlten jegliche Spuren.“ Die „Keltentheorie“ freilich geriet mehr und mehr ins Wanken: denn vorrömisch-keltische Kleinfunde fehlten komplett. Zum Alter der Wallanlagen heißt es dann lapidar: „...So müssen wir uns vielleicht daran gewöhnen, die großen Erdwälle den römischen Legionären zuzuschreiben“(!).

Von kleineren Sondagen, Zufallsfunden und der Entdeckung eines römischerzeitlichen Brandopferplatzes

Abb. 2: Der Auerberg und die Via Claudia Augusta, die wichtigste Römerstraße von Oberitalien über die Alpen entlang des Lech nach Augsburg und weiter bis an die Donau.



Abb. 3: Die zentrale Befestigung des Auerberges ist südlich der Kirche (unten) in der Wiese als Wall und Graben, im Norden als Waldgrenze sichtbar. Luftbild-senkrechtaufnahme.



Abb. 4:
Ein Grabungsschnitt durch den Südwall. Deutlich erkennbar ist der hell geschichtete Wallkern.

1953 abgesehen, ruhte die Auerbergforschung bis in die 1960er Jahre, als erneut eine mehr emotionale als auf konkrete Befunde gegründete Diskussion um das alte Thema „Kelten am Auerberg“ entbrannte.

Der Zeitpunkt war gekommen, um mit modernen systematischen und umfangreichen, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft längerfristig finanzierten Grabungen die Geschichte dieses so einzigartigen Berges zu klären. Drei Hauptprobleme standen dabei im Vordergrund: Konstruktion und Zeitstellung der zentralen Ringwallanlage, Umfang und Art der Besiedlung innerhalb der Wälle und schließlich durch den erheblich vermehrten Fundanfall eine genaue Bestimmung über Beginn und Ende der Auerbergsiedlung.

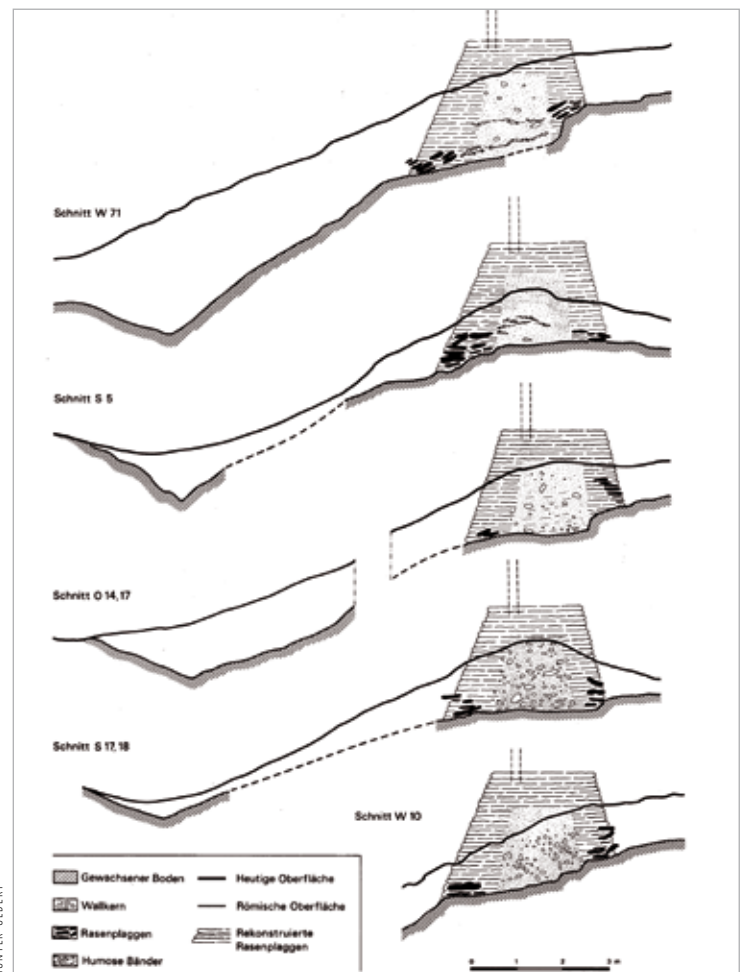
Die zentrale Befestigung: eine Konstruktion in römischer Manier.

In fünf Walldurchschnitten (Abb. 4) trafen wir immer wieder dieselben Strukturen an: Der Wall sitzt meist auf einer natürlichen Geländekante, mit steil abfallendem Vorgelände und einem tiefer gelegenen Spitzgraben. In einem Fall registrierten wir am Wallfuß einen Holzrost von einzelnen senkrecht zum Wall verlegten Holzbohlen. Im Aufbau bestand der Wall aus einer Kombination von Rasenplaggenschichten auf der Vorder- und Rückfront und einem inneren Erdkern (Abb. 5).

Abb. 5:
Rekonstruktionsvorschlag für die Wall- und Grabenstrukturen der zentralen Befestigung.

Die Rasensodenschalen dürften innen wie außen kaum wesentlich breiter als 1 m gewesen sein. Die Füllung des Wallkerns stammt entweder aus dem Grabenaushub oder aus Materialgruben der Innenseite. Die Basisbreite des Walles war kaum wesentlich breiter als 4 m. Da wir keinerlei Holzeinbauten für eine senkrechte Vorderfront feststellten,

muss sich der Rasensodenwall nach oben hin verjüngt haben. In Analogie zu entsprechenden Konstruktionen bei römischen Militäranlagen vor allem aus Britannien wird man mit einem vorderen Neigungswinkel von mindestens 65° rechnen müssen. Postuliert man einen etwa 2 m breiten Wehrgang, ergäbe das eine Mindesthöhe von nur etwa 2 m. Der Höhenunterschied zwischen rekonstruierter Wallkrone und Grabenspitze beträgt bei römischen Kastellen zwischen 4 und 7 m. Die verhältnismäßig geringe Wallhöhe am Auerberg relativiert sich jedoch durch den sehr viel tiefer liegenden Hanggraben. Insgesamt beträgt der Abstand von Grabenspitze zum postulierten Wehrgang auch hier 4 bis 5 m. Dem Wehrbau vom Auerberg liegt offensichtlich eine einheitliche



Konzeption zugrunde. Die übereinstimmenden Maße auf allen Seiten des inneren Walles deuten auf ein genaues Vermessungssystem hin (Abb. 5). Sie entsprechen römischen Systemen, vor allem im militärischen Bereich. Reichlich römische Kleinfunde im Wallkern und vor allem in den Spitzgräben lassen an der frühromischen Datierung der Erdwälle keinen Zweifel. Man darf also vermuten, dass auf dem Auerberg römisch-militärische Vermessungsingenieure am Werk waren.

Ein Wohnquartier auf dem Westplateau mit Töpferöfen und einer Latrine

Bei den zu erwartenden Spuren reiner Holzarchitektur musste die Methode einer breit angelegten



Abb. 6: Westplateau. Frei gelegte Grabungsflächen mit den dunkleren Spuren der römischen Bebauung.

Hinterhof lagen mitunter handwerkliche Einrichtungen, z. B. zur Keramikherstellung (Töpferöfen) und Metallverarbeitung (zahlreiche Eisenschlacken, ein Eisenschmiedofen, Bronzegussabfälle). Viele Webgewichte aus Ton und Stein bezeugen die Weberei, wohl meist für den Eigenbedarf der Bewohner an warmer Kleidung für die langen

lässt ohne Zweifel die Deutung organischer Reste als menschliche Fäkalien zu. Rund 60 verschiedene Pflanzensorten meist einheimischer Art wurden registriert. Von besonderem Interesse aber waren Reste von Feigen und einer Weinrebe, die aus dem Süden über die Alpen auf der Via Claudia unseren Berg erreichten.

Eine römisch-militärische *fabrica* auf dem Ostplateau

Die insgesamt 1.010 m² große Flächengrabung auf dem Ostplateau brachte eine große Überraschung: Keine Wohnhäuser lagen hier, sondern ein klar konzipierter, vierteiliger Baukomplex mit insgesamt 20 verschiedenen Raumeinheiten und in unmittelbarer Nähe ein etwa 7 x 4 m großer Brauchwasserbehälter für die *fabrica* (Abb. 8). In seiner Raumordnung mit gleichförmig aneinandergereihten, gleich großen Räumen lässt sich der Bau mit entsprechenden Anlagen bei römischen Kastellen und Lagern vergleichen. Über die Funktion des Gebäudes als *fabrica* besteht also kein Zweifel:

Abb. 7: Rekonstruktionsversuch für die Gebäude des Wohnquartiers auf dem Westplateau.



Flächengrabung angewandt werden. Freilich erschwerte die vielgestaltige Oberfläche des Berges mit Terrassen, Podien und Steilhängen den Einsatz großflächiger Untersuchungen, und lediglich im Westen und Osten des Kirchberges (Westplateau, Ostplateau) war dies möglich (Abb. 6). In einer Fläche von rund 4.000 m² legten wir im Westen einen Teil eines römischen Wohnquartiers frei. Entlang eines römischen Weges lagen zu beiden Seiten schmale, langrechteckige Bauten von unterschiedlicher Größe, sogenannte Streifenhäuser. Die Innengliederung war nicht einheitlich: Verschiedene Raumeinheiten reihten sich von der Straßenseite her aneinander (Abb. 7). Allen gemeinsam war die Öffnung zur Straßenseite hin. Im vorderen Teil waren die Häuser überdacht, im

und kalten Winter. Überraschend war der ausgezeichnete Erhaltungszustand eines 3 x 1,50 m großen hölzernen Troges, einer *latrina* aus Tannen- und Fichtenholz in einem größeren Holzgebäude auf einer etwas höher gelegenen Wohnterrasse. Aufschlussreich waren die organischen Reste am Boden des Troges. Die artliche Zusammensetzung der pflanzlichen Funde



Abb. 8: Rekonstruktionsversuch des *fabrica*-Gebäudes mit dem Brauchwasserbecken auf dem Ostplateau.

Abb. 9:
Drei Gusstiegel aus
Ton und moderne
Nachgüsse von
massiven Spann-
buchsen (*modioli*)
römischer Tor-
sionsgeschütze,
nach originalen
Gussformen aus
Ton vom Auerberg.
Innendurchmesser
11 cm.



GÜNTER ULBERT

Es fanden sich zwei Töpferöfen, Funde für die Metallverarbeitung, Schleifsteine, Webgewichte, Rohglasbruchstücke und vor allem zahlreiche Eisenschlacken. Unterstrichen wird die militärische Komponente des Baues außerdem noch durch die Funde im Wasserbecken: hier fanden sich hunderte von Bruchstücken tönerner Gussformen und Gießereiabfällen zur Herstellung von sogenannten *modioli*, d. h. bronzenen Spannbuchsen für schwere römische Torsionsgeschütze (Abb. 9). Schließlich lag in der oberen Einfüllung des Beckens ein sehr gut erhaltener, reich mit Silber- und Emailinlagen verzierter kostbarer römischer Dolch (*pugio*), der mit einem Militärgürtel (*cingulum*) samt Bronzebeschlägen umwickelt war (Abb. 12).

Abb. 10:
Ringstein (Gemme)
aus dunkelvioletter
Glaspaste mit der
Darstellung des
jugendlichen Her-
kules mit der Keule
hinter dem Kopf.
Eine sehr qualität-
volle Arbeit;
Originalgröße
1,75 x 1,3 cm.

Das Wasserbecken bot darüber hinaus aber noch weitere wichtige Informationen, denn die Bauhölzer für den Boden (Tannenbretter) und die Außenwände (Eichenbohlen) haben sich im feuchten Milieu vorzüglich erhalten. Die dendrochronologischen Untersuchungen ergaben für das Becken eine Bauzeit für das Jahr 14 n. Chr. Holzabschläge aus der unmittelbaren Nähe bestätigen diese Datierung: 13/14 n. Chr.,

womit nicht nur der Baukomplex der *fabrica* sondern der Beginn der römischen Bautätigkeit auf dem Auerberg überhaupt fixiert ist.

Fazit

Die älteren und jüngeren Forschungen haben zur Aufhellung dieser bemerkenswerten Anlage auf dem Auerberg sehr viel beigetragen. Wir wissen durch die archäologischen Quellen, vor allem aber durch die dendrochronologischen Befunde, dass im zweiten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts n. Chr., genauer um 13/14 n. Chr., die Besiedlung des Berges eingesetzt, aber nur kurze Zeit bestanden hat:

In frühclaudischer Zeit (40er Jahre) war alles zu Ende. Warum siedelte man so extrem hoch, ganz im Gegensatz zu den etwa gleichzeitigen römischen Siedlungen von Bregenz, Kempten oder Augsburg? Warum die beachtlichen Erdbefestigungen, die in den eben genannten Städten fehlen? Vor wem wollte man sich schützen, rund 30 Jahre nach der römischen Besetzung des Alpen- und Voralpenlandes? Wer waren diese Siedler? Sicher Italiker, aber auch Einheimische aus den umliegenden Gebieten. Die römischen Kleinfunde unterscheiden sich aber in keiner Weise von gleichzeitigen Funden der oben genannten Städte. Das militärische Element ist im Fundbestand vom Auerberg sehr stark vertreten. Römisches Militär hat auf dem Auerberg gewohnt und gearbeitet, Spuren eines Kastells fanden wir nicht. Der archäologische Nachweis einer Produktion von Spannbuchsen für Katapultgeschütze ist bis jetzt einmalig in der römischen Welt. Zeitweise müssen also Legionstruppen die Werkstatt auf dem Auerberg betrieben haben. Denn unter den Grenztruppen gab es nur bei den Legionen das technische Personal für die Produktion und Wartung von Torsionsgeschützen. Wir haben oben



GÜNTER ULBERT



Abb. 12: Römischer Militärdolch (*pugio*) in einer mit Silber- und Emailinlagen reich und kunstvoll verzierten, kostbaren Dolchscheide. Gesamtlänge des Dolches mit Griff 37 cm.

vermutet, dass auch beim Bau der Erdbefestigung römisches Militär beteiligt war.

Bei einem so großen Siedlungsengagement verwundert es besonders, dass alles schon nach einer Generation wieder aufgegeben wurde. Keine Indizien für eine Zerstörung durch Feindeinwirkung, durch ein Schadensfeuer oder durch ein Naturereignis liegen vor: Hat man den Berg auf Anordnung hin räumen müssen? War die Verkehrsanbindung zu den Römerstraßen und damit die Versorgungsbasis zu ungünstig, vor allem in den Wintermonaten? Wie zahlreich die Siedler waren und wohin sie zogen, wissen wir nicht, vielleicht nach Abodiacum – Epfach oder in die zu dieser Zeit aufstrebenden Städte Cambodunum – Kempten oder Augsburg?

Jedenfalls spielt der Auerberg keine Rolle mehr in der Geschichte der Provinz Raetien. Dazu passt auch, dass der einstige, m. E. sicher auf den Auerberg zu beziehende Name Damasia danach in den Quellen völlig verschwindet. Weder in schriftlichen Texten (z. B. Itinerarien) noch auf Inschriften erscheint er, ganz im Gegensatz zu Bregenz, Kempten und Augsburg, in denen der alte Ortsname weiterlebt.

Bibliographische Hinweise:
 Günter Ulbert, Der Auerberg I. Topographie, Forschungsgeschichte und Wallgrabungen. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 45 (1994); Günter Ulbert/Werner Zanier, Der Auerberg II. Besiedlung innerhalb der Wälle. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 46 (1997).

Der Autor ist ehem. Professor für Provinzialrömische Archäologie an der Universität München und Geschäftsführer der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer.



Abb. 11: Ringstein (Gemme) aus orangefarbenem Karneol mit Darstellung des Lupercal: Im Zentrum die Wölfin (Lupa Romana), unter ihr die göttlichen Zwillinge. Am linken Bildrand der Feigenbaum (*Fica ruminalis*), rechts der Hirte Faustulus. Originalgröße 1,5 x 1,1 cm.



Abb. 13: Ringstein (Gemme) aus orangefarbenem Karneol mit der Darstellung des Merkur mit Flügelhaube. Originalgröße 1,0 cm.

REGENSBURG

Vom römischen Militärlager zur mittelalterlichen Stiftskirche

ARCHÄOLOGIE UNTER DEM NIEDERMÜNSTER ZU REGENSBURG.



Abb. 1: Luftbild der Regensburger Altstadt. Deutlich zeichnen sich der Verlauf der römischen Lagermauer und die Lagerhauptstraßen ab (Pfeil: Niedermünsterkirche).

VON MICHAELA KONRAD

Wenn heute ein Reisender Regensburg besucht, wird er sich kaum darüber bewusst sein, dass er schon wenige Meter vom Hauptbahnhof entfernt das Territorium des 179 n. Chr. gegründeten römischen Legionslagers betritt und sich bis zum Erreichen der Donau innerhalb der Lagermauern bewegt (Abb. 1 und 6). Es ist jedoch kein Zufall, dass Regensburg schon im Frühmittelalter zur Residenz der agilolfingischen Herzöge mit Bischofssitz

wurde und daraus schließlich einer der bedeutendsten Bestände mittelalterlicher Profan- und Sakralarchitektur in Deutschland resultierte. Es sei daran erinnert, dass Regensburg seit Karl dem Großen Residenz der ostfränkischen Könige war, zudem mehrmals Ort von Reichsversammlungen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und 1245 zur freien Reichsstadt avancierte, was dem Ort eine enorme wirtschaftliche Prosperität bescherte. Die Wurzeln all dessen liegen freilich in der römischen Geschichte des Platzes, die sich

bis in das 1. Jahrhundert n. Chr. zurückverfolgen lässt.

Reginum – ein klug gewählter Platz an der Donau

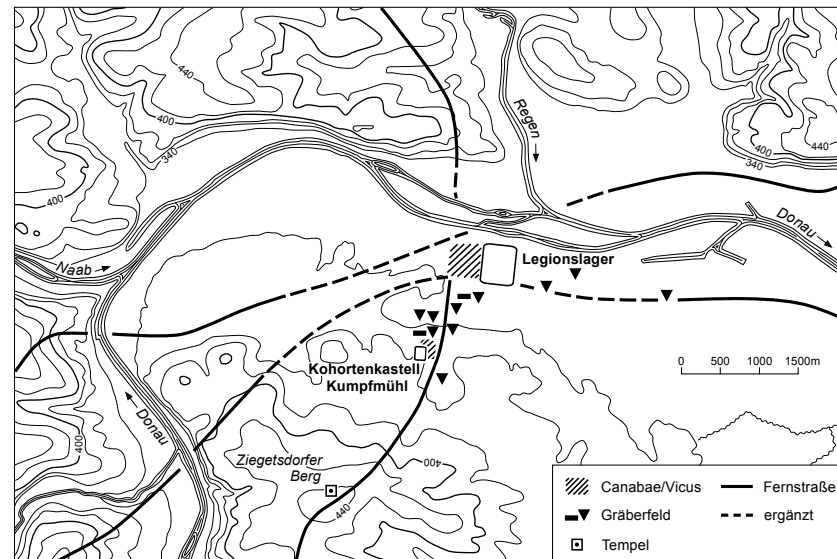
Dass die Römer vermutlich schon bald nach Erreichen der Donau unter Kaiser Claudius (41–54 n. Chr.) in strategisch günstiger Situation gegenüber der Mündung des Regen in die Donau eine erste Befestigung eingerichtet haben, belegen einzelne archäologische Funde aus dieser Zeit. Der inmitten einer fruchtbaren Lösszone liegende Platz verfügte nicht nur über eine Schiffslände und einen Donauübergang, sondern es trafen dort auch vorrömische Fern- und Handelswege aufeinander: auf der Niederterrasse die von Westen nach Osten verlaufende Donausüdstraße sowie mehrere Nord-Süd-Trassen, die sich vom Fränkischen Jura jenseits der Donau nach Süden fortsetzten und dort Anbindung an das Straßennetz der Provinz Raetien hatten (Abb. 2.). Die Donau trennte bis in die Spätantike das römische Reich vom germanisch besiedelten Barbaricum.

Der Platz wurde in den römischen Quellen zunächst nach dem Fluss Regen „Reginum“ genannt, wohl erst später wird mit dem Namen Castra Regina auch der Befestigung Rechnung getragen. Ungewiss ist hingegen, ob der auf einen keltischen Wortstamm zurückgehende Ortsname Radaspona, der erstmals

bei Arbeo von Freising in der Lebensbeschreibung des hl. Emmeram (abgefasst um 770 n. Chr.) auftaucht, auf eine (vorrömische?) Schiffslände bzw. das erste Kastell einer römischen Hilfstruppe in Kumpfmühl bezogen werden kann (Abb. 2).

Provinzialrömische und frühgeschichtliche Archäologie in Regensburg

Während sich uns der mittelalterliche Baubestand in Regensburg heute unmittelbar und eindrucksvoll erschließt – man denke an die Pfalz am Kornmarkt, den Dom St. Peter, das Kloster St. Emmeram – müssen Antworten auf Fragen, welche die römische und frühmittelalterliche Topographie Regensburgs betreffen, mit Hilfe archäologischer Ausgrabungen gefunden werden. Eine Ausnahme bildet für die römische Zeit nur die aus Steinquadern errichtete Umfassungsmauer des etwa 542 x 453 m (ca. 25 ha) großen Legionslagers, die an einigen Stellen noch vorzüglich erhalten ist und einer der Gründe für die Siedlungskontinuität von der römischen Zeit in das Frühmittelalter war: Die weit über die römische Zeit hinaus



reichende Bedeutung der Mauern geht wiederum aus der Emmeramsvita hervor: „Die Stadt (...) *Radaspona* war uneinnehmbar, aus *Quadersteinen* erbaut, wurde hoch überragt von mächtigen Türmen und war überreich an Brunnen.“

Berühmtestes Zeugnis und Teil der Umwehrung ist das zur Donau hin liegende Haupttor des Lagers, die *Porta Praetoria* (Abb. 3). Über dem östlichen Lagertor befand sich ursprünglich auch die sekundär verbaute, noch 3,25 m breite Gründungsinschrift, aus der hervorgeht, dass die Befestigung unter Kaiser Marc Aurel 179 n. Chr. für die 3. Italische Legion errichtet wurde (Abb. 4).

Dem Legionslager ging ein wesentlich kleineres Kastell von 1,9 ha Größe für eine Hilfstruppe auf dem Königsberg bei Kumpfmühl voraus (Abb. 2), vermutlich lag zur gleichen Zeit ein weiteres Kastell an der Donau. Beide Anlagen wurden in den 170er Jahren im Zusammenhang mit räuberischen Einfällen der germanischen Markomannen in die Provinz Raetien zerstört und nicht wiederaufgebaut. Stattdessen wurden von Kaiser Marc Aurel in Italien zwei neue Legionen ausgehoben, die beide in der Haupteinfallzone der Markomannen an der Donau stationiert wurden: die *Legio II Italica* in Lauriacum/Lorch-Enns (Oberösterreich) und die *Legio III Italica* in Reginum/Regensburg. Mit dieser Maßnahme kamen 6.000

römische Bürger zuzüglich einer nicht näher bekannten Anzahl an Personen im Tross nach Regensburg. Die Stationierung einer Legion bedeutete zugleich eine Aufwertung der Provinz Raetien, die fortan von einem Statthalter aus dem römischen Senatorenstand verwaltet wurde. Er hatte Befehlsgewalt über sämtliche in Raetien stationierten Truppen. Provinzhauptstadt und Statthaltersitz blieb jedoch wie zuvor *Augusta Vindelicum/Augsburg*.



Kirchen und Kasernen: Regensburg-Niedermünster als Fallbeispiel für die Kontinuitätsfrage

Der Einbau einer Heizung in der Niedermünster-Kirche bot 1963 eine der wenigen Gelegenheiten, innerhalb der Regensburger Altstadt eine großflächige Grabung durchzuführen. Da sich schon bald zeigte,

Abb. 2: Topographie des römischen Regensburg.

Abb. 3 (links): Haupttor (*Porta Praetoria*) des römischen Legionslagers.

Abb. 4 (oben): Gründungsinschrift des Legionslagers (179 n. Chr., später verändert).



Abb. 5: Blick auf die Ausgrabung im Hauptschiff. Deutlich erkennbar sind Chor und Süd-mauer der karolin-gischen Steinkirche, rechts und links davon die älteren Befunde bis zur römischen Zeit.

dass dort eine ungestörte Schichtsequenz von der vorgeschichtlichen über die römische Zeit bis in das Hohe Mittelalter vorliegt, wurde aus einer „Rettungsgrabung“ des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege eine „Forschungsgrabung“, die sieben Jahre in Anspruch nahm (1963–1969) und in diesem Umfang nur mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie Zuwendungen des Domkapitels und der Dompfarrei finanziert werden konnte (Abb. 5). Der Bedeutung dieser Ausgrabungen wurde schließlich durch die Einrichtung eines öffentlich zugänglichen archäologischen Untergeschosses Rechnung getragen, in dem die Befunde konserviert sind. Das Niedermünster-Projekt liegt seit 1994 als Forschungs- und Publikationsvorhaben bei der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und steht kurz vor seinem Abschluss durch zwei monographische Abhandlungen. Die durch die wissenschaftliche Auswertung erzielten Ergebnisse sollen im archäologischen Untergeschoss in ein neues Führungskonzept eingebunden und der Öffentlichkeit präsentiert werden.

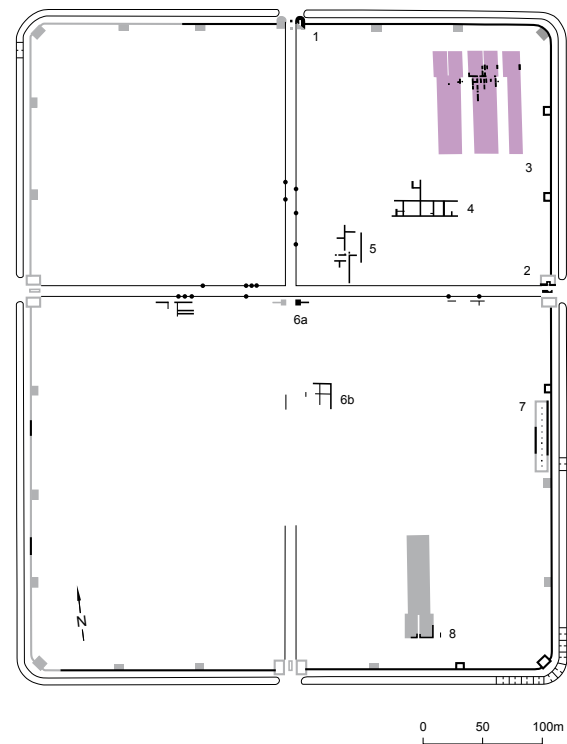
Das Niedermünster-Areal befindet sich in der äußersten Nordostecke des römischen Legionslagers (Abb. 6). Dem Schema römischer Militärarchitektur folgend, lagen dort die Mannschaftenunterkünfte, die jeweils eine taktische Einheit, eine Centuria, aufnahmen. Diese zu den Lagergassen hin orientierten Centu-

rienbaracken bestanden in der Regel aus zehn Räumen (*contubernia*), welche in einen straßenseitigen Nutzraum (*arma*) und einen Schlaf- und Wohnraum (*papilio*) für jeweils acht Mann unterteilt waren. Den Contubernia war straßenseitig eine Art Laubengang (*porticus*) vorgelagert. Am Kopf der Baracke befanden sich die weitaus großzügigeren Räume für den Kommandanten (*centurio*) der Mannschaft, welche meist auch luxuriöser ausgestattet waren.

Bei den Ausgrabungen unter dem Niedermünster konnten vier solcher lang gestreckter Baracken nachgewiesen werden, die während ihrer Bestandszeit mehrfach zerstört oder umgebaut wurden (Abb. 7, 9). Während die Lagermauer von Anfang an aus massiven Steinquadern errichtet war und mit 10 m Höhe und 2 m Breite einen sehr wehrhaften Charakter hatte, bestanden die Unterkünfte aus der Gründungszeit des Lagers aus einfachen laubhütten-ähnlichen Holzbauten, von denen Teile des Aufgehenden mit Lehm

ausgefacht waren. Nach immerhin gut 60 Jahren Bestandszeit fielen sie um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. einer großen Brandzerstörung zum Opfer, die auf Einfälle germanischer Stämme in die Provinz Raetien zurückzuführen ist. Relativ zügig begann man mit dem Wiederaufbau der Baracken, nun aber in einer stabileren Technik, mit Lehmfachwerk auf Steinsockeln. Neuerliche Germaneneinfälle führten aber schon bald zu einem zweiten Flächenbrand innerhalb des Lagers, der auch an anderen Grabungsplätzen in Regensburg nachgewiesen und in die Zeit um 280 n. Chr. datiert werden konnte. Mächtige Brandschuttschichten legen Zeugnis von diesen beiden Zerstörungen ab (Abb. 9). Die jüngere Bautechnik hatte gegenüber der reinen Holzkonstruktion den Vorteil, dass die Baracken nicht völlig niederbrannten, sondern die Sockel erhalten blieben und wiederverwendet werden konnten. Die Ursache, dass germanische Stämme überhaupt eine Festung wie das Legionslager von Regensburg zum

Abb. 6: Das Regensburger Legionslager mit Eintragung der ergrabenen Baubefunde aus römischer Zeit. 1 Porta Praetoria. 2 Porta Principalis Dextra. 3 Centurienkasernen unter dem Niedermünster. 4 Großbau im Bereich des Alten Kornmarktes. 5 Tribunenhaus (?). 6 Principia (a Eingang, b SO-Ecke). 7 Hallenbau. 8 Centurionenunterkünfte im Bereich der Grasgasse.



Ziel ihrer Angriffe machten, lag wohl in der Abwesenheit von Teilen der Legio III, die im 3. Jahrhundert mehrfach zu den langjährigen Feldzügen gegen die Parther an der Ostgrenze des Reiches jenseits des Euphrat eingesetzt waren (vgl. den Beitrag in diesem Heft Seite 46).

Aufgrund militärgeschichtlicher Umstrukturierungen erfolgte die Instandsetzung aus heutiger Sicht jedoch recht provisorisch: Da im späten 3. und 4. Jahrhundert die Legion reduziert und Teile derselben zunächst außer Landes und dann an verschiedenen Stationierungs-orten innerhalb der Provinz Raetien eingesetzt wurden, stellte man nur so viel Raum wieder her, wie zur Unterbringung der in Regensburg verbliebenen „Restlegion“ benötigt wurde. Die minutiöse Analyse der Grabungsdokumentation hat ergeben, dass in erster Linie die ehemaligen Abstellräume (armae) der Baracken vom Schutt freigeräumt und restauriert wurden, während die rückwärtigen Räume, die ehemaligen Papiliones, mit Brandschutt verfüllt blieben. Es ist nicht auszuschließen, dass sich diese Maßnahmen bis in die 330er Jahre hingezogen haben, als die unter Kaiser Diokletian eingeleiteten militärischen Reformen, zu denen auch die Verkleinerung und Aufteilung der Legionen gehörte, ganz zum Tragen kamen. Erst um 400 n. Chr. erfolgte eine grundsätzliche Umstrukturierung der Baulichkeiten: Durch den Einbau lehmgebundener Mauerchen gab man nun das oben beschriebene Bebauungsschema der Barackenunterkünfte zugunsten eines Gebäudes mit durch kleinere, um einen Hof gruppierte Räume auf (Abb. 7 unten). Der Einbau einer Kanalheizung sorgte für einen zuvor nicht nachzuweisenden Wohnkomfort.

Das Fundspektrum aus den zu dieser Phase gehörigen Siedlungsschichten weist sowohl höhere

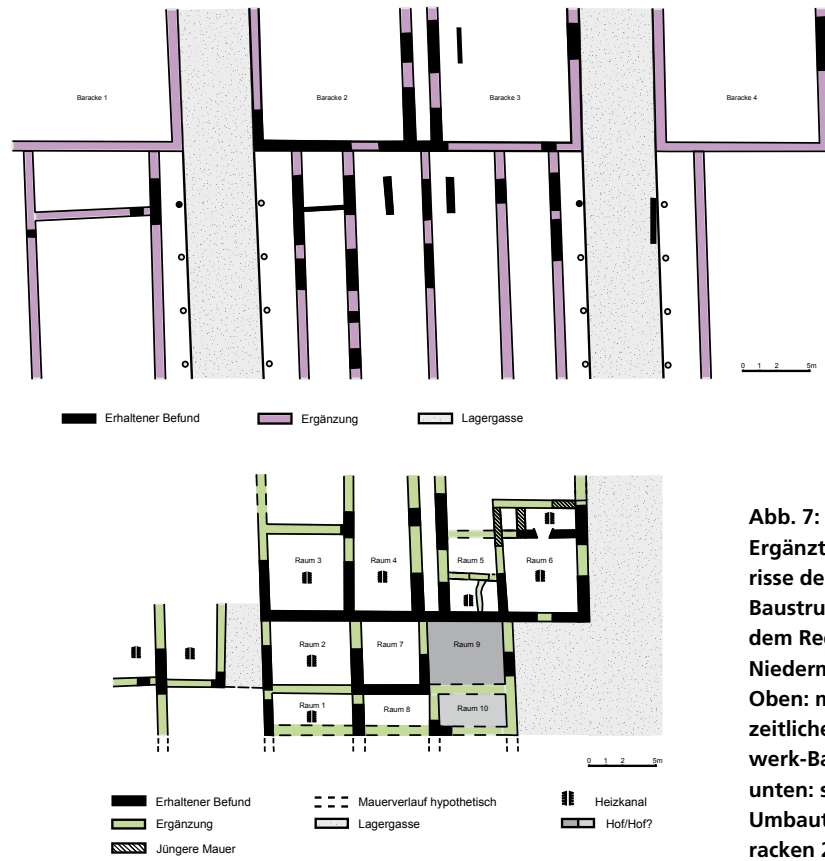


Abb. 7: Ergänzte Grundrisse der römischen Baustrukturen unter dem Regensburger Niedermünster. Oben: mittelkaiserzeitliche Stein-Fachwerk-Baracken (lila); unten: spätantike Umbauten in den Baracken 2 und 3 (grün).

militärische oder zivile Beamte (Abb. 10) nach, als auch Frauen. Da der Grundriss des Gebäudes sich an vorwiegend aus Italien bekannte, gehobene Wohnarchitektur anlehnt, ist nicht auszuschließen, dass wir hier den Wohn- und/oder Amtssitz eines offiziellen Repräsentanten Roms vor uns haben. Zu denken wäre etwa an Personen aus dem Umfeld des Dux Raetiae, des für die raetischen Truppen zuständigen Heerführers, der mit seinem Stab vermutlich bis zum Ende römischer Militärpräsenz in Raetien (um 475 n. Chr.) in Regensburg und nicht in der Provinzhauptstadt Augsburg residierte.

Dieses Ergebnis steht konträr zu der älteren Forschungsmeinung, welche die Auflösung der klassischen Lagerarchitektur, zu der auch die Verschmälerung und Vernachlässigung der Wege zählt, auf die Anwesenheit germanischer Heeresverbände zurückführte. Unter dem in den späteströmischen Schichten enthaltenen Material fanden sich jedoch keine germanischen Funde in nennenswerter Zahl. Diese

treten erst in Zusammenhang mit der systematischen Demontage und Teilplanung der römischen Gebäude auf und datieren nicht vor Mitte/zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts. Die durch spezifische Trachtbestandteile und insbesondere Keramik (Abb. 11) nachweisbare germanische Bevölkerung erweist sich also nicht als Kontinuitästräger, sondern ist für einen massiven Bruch in der Nutzung der römischen Gebäude verantwortlich, welche schließlich mit einer Planierung versiegelt wurden. Abgesehen von der Beibehaltung der beiden Lagergassen und der sie begrenzenden Mauerfluchten wurde von der römischen Bebauung unter dem Niedermünster so gut wie nichts in das Frühe Mittelalter tradiert. Im Gegenteil: Auf der beschriebenen Planierung wuchs eine humose Schicht bis auf eine Höhe von 0,6 m an. Solche „schwarzen Schichten“ kennen wir aus fast allen Regionen der Nordwestprovinzen aus demselben zeitlichen Kontext. Bei den Niedermünster-Grabungen ließen sich auf dem Niveau der „schwarzen Schicht“

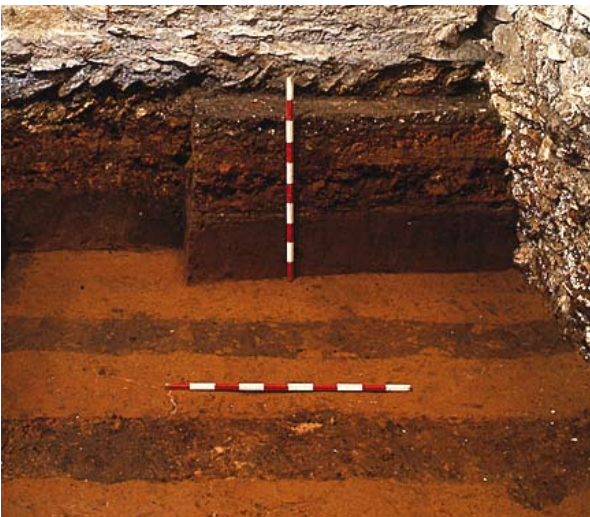


Abb. 8: Pfostenkonstruktionen nachweisen. **Römische Funde aus den Mannschaftsbaracken.**

Man darf den Befund wohl dahingehend interpretieren, dass hier im späten 5. Jahrhundert Agrarflächen angelegt und Gebäude in Leichtbauweise errichtet wurden. Wir müssen jedoch davon ausgehen, dass neben Germanen auch die Nachfahren der provinzialen Bevölkerung, Romanen, dort lebten. Auch hierfür liefern einschlägige keramische Funde Belege.

Abb. 9: **Architekturfunde der römischen Zeit. Im Vordergrund dunkle Verfärbung einer Holzkonstruktion im lehmigen Grund, darüber verbrannter römischer Bauschutt. Über diesen zieht eine spätantike Mauer.**

Die Situation am Übergang in das Frühe Mittelalter stellt sich nach eingehender Analyse des Ausgrabungsbefundes also weitaus komplexer dar, als bisher angenommen. Wenn Argeo von Freising Regensburg im Zusammenhang mit der Nennung der römischen Bausubstanz (s. o.) „metropolis“ des



baierischen Stammesherzogtums nennt, so ist mit diesen Passagen zugleich der zentrale Fragenkreis umrissen, der sich bei der Auswertung der Grabungen unter dem Niedermünster hinsichtlich der Kontinuitätsfrage erhebt: Gibt es überhaupt einen funktionalen Bezug der spätantiken Strukturen zu denen der Völkerwanderungszeit und des Frühmittelalters und in welchem Verhältnis stehen die agilolfingerzeitlichen Befunde unter dem Niedermünster zum vermuteten Herzogshof am Kornmarkt?

In dem ersten Gebäudegrundriss aus dem Frühmittelalter hat schon der Ausgräber eine einfache, etwa 23 m lange Kirche mit Rechteckchor aus dem späteren 7. Jahrhundert rekonstruiert (Abb. 12,1). Es handelt sich um eine Holz- oder Fachwerkkonstruktion auf Steinfundamenten, die teilweise auf den römischen Mauerstümpfen aufliegen. Auf sie folgt eine Steinkirche aus dem ersten Drittel des 8. Jahrhunderts (um 720) vom Typus der Saalkirche mit Rechteckchor, die in einer jüngeren Phase nochmals nach Osten erweitert wurde (Abb. 12,2; Gesamtlänge 46 m). Erstmals lässt sich mit dieser jüngeren Kirche nun auch ein Bezug zum Herzogshof herstellen, denn an der nördlichen Längswand der Saalkirche lag das Grab des um 715/20 verstorbenen hl. Erhard, der als Wanderbischof nach Regensburg kam und Bischof

am Hofe des agilolfingischen Herzogs Theodo (Regierungszeit 680–718) wurde. Bemerkenswert ist die Wiederverwendung eines römischen Sarkophageckels als Abdeckung des Erhardgrabes (Abb. 13). Es ist sicher kein Zufall, dass hier an eine römische Sitte angeknüpft wurde, die in der Heimat Erhards, in der Provinz Narbonnensis (Provence, Südfrankreich), bis in frühmittelalterliche Zeit üblich war, in Raetien hingegen zugunsten anderer Grabformen aber aufgegeben wurde.

Ungeachtet dessen, wo genau die agilolfingische Pfalz gelegen hat – die Pfalz am Alten Kornmarkt ist erst für die karolingische Zeit belegt –, darf man zweifellos davon ausgehen, dass sich das Niedermünster im unmittelbaren Einzugsbereich derselben befand. Dass es sich bei den frühen Sakralbauten unter dem Niedermünster um die erste Pfalzkapelle und bis zur Errichtung des Domes St. Peter 778 möglicherweise auch um die Bischofskirche gehandelt hat, zeigen mehrere Bestattungen im Chor der älteren Steinkirche. Denn wie die Ausgrabungen erbracht haben, blieb der Niedermünster-Chor auch bei den jüngeren Kirchenbauten stets die herzogliche Grablege (s. u.). In Analogie dazu darf man den Schluss ziehen, dass sich unter diesen privilegierten Chorgräbern in der älteren, agilolfingerzeitlichen Steinkirche auch das von Herzog Theodo und seiner Familie befindet.

Nach Absetzung der Agilolfinger 788 wurde von Ludwig dem Deutschen im mittleren 9. Jahrhundert die neue Pfalz (nachgewiesen am Kornmarkt) in Auftrag gegeben, die Pfalzkapelle unter dem Niedermünster wurde vermutlich zu dieser Zeit zu einem adeligen Damenstift, dem Monasterium inferioris, umgewandelt. Es ist anzunehmen, dass damit auch die Um- und Neubauten an der älteren Steinkirche in

Zusammenhang stehen, insbesondere, als der Laienbereich nun durch eine Schranke abgetrennt wurde. Nebenräume dienten liturgischen Zwecken.

Nach gut 200 Jahren wurde um 950 von Herzog Heinrich I., dem Bruder Ottos des Großen, ein kompletter Neubau von Kirche und Stift in die Wege geleitet: bei der neuen Niedermünster-Kirche handelt es sich um eine 46 m lange, dreischiffige Basilika mit Querhaus und Dreiapsidenabschluss (Abb. 12,3). 955 wurde Herzog Heinrich in einem Kalksteinsarkophag vor dem Hauptchor beigesetzt, 985 wurde seine Gemahlin Judith neben ihm in einem gemauerten Kammergrab zur Ruhe gebettet. Schwiegertochter Gisela, die Gattin Heinrich des Zänkers, wurde vor dem südlichen Nebenchor in einem wiederverwendeten römischen Sarkophag bestattet. Da das Grab Heinrichs direkten axialen Bezug zu den älteren Gräbern an der Südwand des karolingischen Chores nimmt, scheint deren Interpretation als Herzogsgräber – wie oben bereits ausgeführt – gerechtfertigt. Durch die herzogliche Grablage genoss die Niedermünster-Kirche zweifellos ersten Rang unter den Regensburger Kirchen. Dies änderte sich erst, als 1002 der luitpoldingische König Heinrich II. seine Residenz und damit auch die Grablage nach Bamberg verlegte.

Ein für die Interpretation der Anlage folgenreicher baulicher Eingriff wurde jedoch noch 1052 vorgenommen. Es handelt sich um die feierliche Heiligsprechung Bischof Erhards, der nach einer Urkunde aus dem Jahr 973 Nebenpatron der vermutlich Maria geweihten Kirche war, durch Papst Leo IX. Denn nun wurde das Grab Erhards, das schon in der karolingischen Kirche vom Fußboden überdeckt war, wieder ins Gedächtnis gerufen und sichtbar gemacht: Über einen Schacht stieß



man bis zum Sarkophag vor und barg einen Teil der Gebeine als Reliquien. Schließlich wurden die Wände des Schachtes bis zum ottonischen Fußboden aufgemauert, um auf diesem Niveau das verehrungswürdige Grab zu präsentieren und mit dem originalen giebelförmigen Sarkophagdeckel abzuschließen. Der Erhardverehrung wurde durch die Einbringung zweier Öffnungen (fenestellae) in den Deckel, durch welche Devotionalien eingebracht werden konnten, Rechnung getragen (Abb. 13). Erst durch diese Maßnahme lässt sich das erhobene Grab mit großer Sicherheit auch für die älteren Phasen Bischof Erhard zuweisen.

1152 fielen Stift und Kirche einem Brand zum Opfer. Es folgte wieder

ein kompletter hochromanischer Neubau der Kirche, wie er – abgesehen von barocken Ausgestaltungen im Innenraum – noch heute vor uns steht (Abb. 12,4).

Kontinuität?

Stellt man sich nun nochmals die Frage der Kontinuität am Beispiel Niedermünster, so lässt sich diese unter verschiedenen Gesichtspunkten beantworten. Zunächst innerhalb der römischen Epoche: mit gutem Grund ist hier ein deutliches „Ja“ angebracht. Zum einen, weil die aus der mittleren Kaiserzeit tradierte Militärarchitektur trotz mehrerer Zerstörungen und gravierender Veränderungen in der Heeresorganisation bis in das späte 4. Jahrhundert beibehalten wurde.

Abb. 10:
Gewandspange (Fibel) und Gürtelbeschlag aus der Niedermünstergrabung. Sie sind Bestandteil der spätrömischen Amts- und Militärtracht (2. Hälfte 4. bzw. frühes 5. Jh. n. Chr.).



Abb. 11:
Germanische Keramik aus der Niedermünstergrabung (5. Jh. n. Chr.).

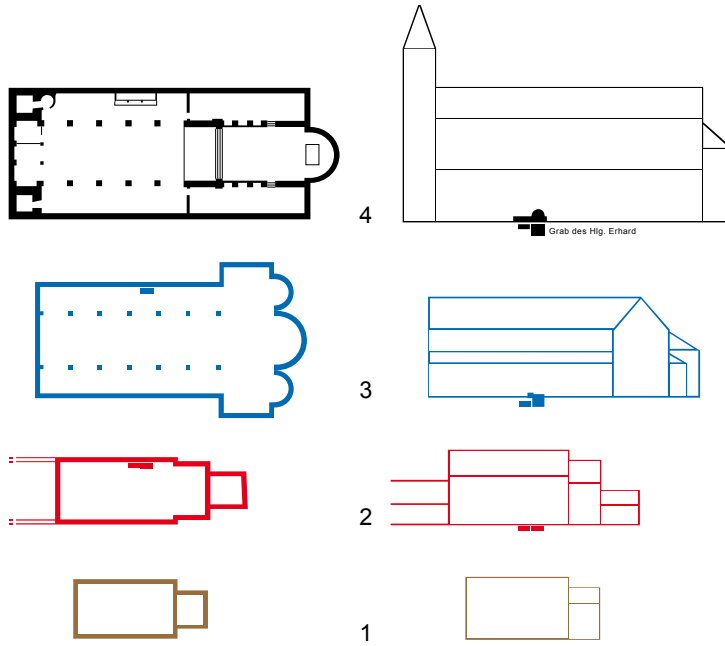


Abb. 12:
Bauabfolge der
Sakralbauten im
Bereich der Nieder-
münster-Kirche.
1 Erste Saalkirche
(Holzkonstruktion auf
Steinsockel) aus dem
späten 7. Jahrhundert.
2 Saalkirche aus
Stein um 720
(später erweitert).
3 Ottonische
Basilika 950/55.
4 Romanische
Basilika nach 1152.

Zum anderen, weil nachgewiesen werden konnte, dass Regensburg keineswegs schon um 400 n. Chr. germanischen Förderaten überlassen wurde, sondern sich hier bis über die Mitte des 5. Jahrhunderts hinaus offizielle Repräsentanten Roms aufhielten, deren Ansprüche mit mediterranen Importen und adäquater Wohnarchitektur gedeckt wurden. Auch für das Mittelalter kann die Kontinuitätsfrage positiv beantwortet werden: Es liegt hier ein Platz vor, an dem sich eine sakrale Tradition vom späten 7. Jahrhundert bis in das Hochmit-

telalter fassen lässt. Als herzogliche Grablege ist die Bindung des Platzes an den Herzogshof über gut 300 Jahre nachzuweisen. Schlechter bestellt ist es hingegen mit der Kontinuität von der römischen Zeit in die Völkerwanderungszeit und das Frühe Mittelalter. Außer der Tatsache, dass einige jüngere Mauern auf römische Bezug nehmen, lässt sich kein inhaltlicher Zusammenhang zwischen den Baulichkeiten dieser beiden Epochen herstellen. Mit der „schwarzen Schicht“ ist die römische Zeit besiegelt. In welcher

Form sich mit diesem Zustand die romanische Restbevölkerung arrangierte und wie das Zusammenleben mit den neuen Herren germanischer Herkunft konkret ausgesehen hat, darüber wird künftige Forschung an anderen Plätzen hoffentlich Klarheit bringen.

Zu Kontinuitätsfragen im Bereich römischer Legionslager wird die Kommission im März 2007 ein internationales Kolloquium veranstalten (s. Ankündigung S. 45).

Bibliographischer Hinweis:
 M. Konrad, Die Ausgrabungen unter dem Niedermünster zu Regensburg II. Bauten und Funde der römischen Zeit. Auswertung. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 57 (2005).
 Abbildungsnachweise:
 Abb. 1: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Luftbildarchiv Nr. 6938/001/960/53.
 Abb. 2: Ergänzt nach K. Schwarz, Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 13/14, 1972/73, 33 Abb. 12.
 Abb. 3 und 4: Aus K. Dietz/Th. Fischer, Die Römer in Regensburg (1996) 95 Abb. 33; 113 Farbabb. 1.
 Abb. 5: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (K. Schwarz).
 Abb. 6: Ergänzt nach M. Mackensen, Journal of Roman Archaeology Suppl. 32 (1999) 217 Abb. 7.13.
 Abb. 7: M. Lerchl/R. Winkelbauer (München) nach Vorgabe der Autorin.
 Abb. 8–11, 13: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege.
 Abb. 12: Nach K. Schwarz, Die Ausgrabungen im Niedermünster zu Regensburg. Führer zu archäologischen Denkmälern in Bayern 1 (1971) Rückenkladde.

Abb. 13:
Erhobenes Grab des
hl. Erhard mit rö-
mischem Sarkophag-
deckel. Gut sichtbar ist
die Auskleidung der
Erhebungsgrube mit
gemörtelten Steinen,
darunter die Stein-
platten der ursprüng-
lichen Grablege. Der
Sarkophagdeckel
liegt nun über dem
ottonischen Estrich.



Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer und Privatdozentin an der Universität Freiburg i. B.





Das römische Legionslager von Carnuntum (Rekonstruktion).

RÖMISCHE LEGIONSLAGER – NUCLEI SPÄTANTIK-FRÜHMITTELALTERLICHEN LEBENS?

Kolloquium vom 28. bis 30. März 2007 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Veranstalter: Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer und Seminar für Alte Geschichte und Epigraphik der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg

Einführende Referate

Verwaltungsstrukturen und Städtewesen der Nordwestprovinzen zwischen Spätantike und Frühmittelalter
Prof. Dr. Christian Witschel (Heidelberg)

Zur Verteidigung der Nordgrenze des römischen Reiches in der Spätantike aus althistorischer Sicht
Prof. Dr. Karlheinz Dietz (Würzburg)

Archäologische Quellen zum Wandel der militärischen Verteidigung in den Nordwestprovinzen (3.–5. Jh. n. Chr.)
Prof. Dr. Hans Ulrich Nuber (Freiburg)

Thinking about Barbarian Identity: Recent Approaches and Some Ways Forward
Prof. Dr. Michael Kulikowski (Knoxville)

Methodische Überlegungen zur ethnischen Interpretation archäologischen Fundstoffes in der Frühgeschichtsforschung
Prof. Dr. Volker Bierbrauer (München)

Germania II

Xanten – urbanes Zentrum der Spätantike am Niederrhein
Dr. Thomas Otten (Köln)

Agrippina Colonia und das Militärlager Divitia am Übergang von der Antike zum Mittelalter (400–700 n. Chr.)
Dr. Marcus Trier (Köln)

Bonn zwischen Spätantike und Frühmittelalter
Dr. Ulrike Müssemeier (Bonn)

Die spätrömische Besiedlung im Umland von Köln
Prof. Dr. Bernd Päffgen (München)

Germania I und Maxima Sequanorum

Von Mogontiacum bis Maguntia: castra – canabae – civitas
Dr. Gerd Rupprecht (Mainz)

Das Mainzer Umland im 4.–6. Jh. n. Chr.
Prof. Dr. Jürgen Oldenstein (Mainz)

Das Legionslager Straßburg und sein Umland in der Spätantike
Gertrud Kuhnle/Dr. Marie-Dominique Waton (Strasbourg)

Das Castrum Rauracense und sein Umland zwischen dem späten 3. und dem 6. Jh. n. Chr.
PD Dr. Peter-Andrew Schwarz (Basel)

Raetia II und Noricum Ripense

Die Grenzverteidigung der Raetia II im 4. und 5. Jh. n. Chr. – Neue archäologische Erkenntnisse
Prof. Dr. Michael Mackensen (München)

Aspekte der Kontinuität im Umfeld des Regensburger Legionslagers
PD Dr. Michaela Konrad (München)

Kontinuität und Diskontinuität am Beispiel severinszeitlicher Zentralorte in Noricum Ripense
Univ.-Doz. Dr. Stefan Groh (Wien)

Pannonia I und Valeria

Das Legionslager Vindobona – Wien zwischen Spätantike und Frühmittelalter
Mag. Martin Mosser (Wien)

Das Legionslager Carnuntum in Spätantike und Frühmittelalter – Ergebnisse der Ausgrabungen 1968–1977: Von der Carnutensis scutaria zur frühmittelalterlichen Siedlung des 9./10. Jhs. n. Chr.
Dr. Christian Gugl (Wien)

Die Legionslager Acquincum und Brigetio und ihr ziviles und militärisches Umfeld in der Spätantike
Univ.-Doz. Dr. Laszlo Borhy/Dr. Paula Zsidi (Budapest)

Die Auswanderung der Bevölkerung der pannonischen Provinzen im 5. und 6. Jh.
Prof. Dr. Rajko Bratož (Ljubljana)

Die Zeit zwischen dem 4. und dem 6. Jh. n. Chr. im mittleren Donauraum aus archäologischer Sicht
Univ.-Doz. Dr. Tivadar Vida (Budapest)

Das Kolloquium wird dankenswerterweise von der Fritz Thyssen Stiftung gefördert.

Öffentlicher Abendvortrag

28. März 2007, 19.00 Uhr

Übergänge von der Antike zum Mittelalter – eine unendliche Debatte?

Prof. Dr. Walter Pohl (Wien)
Plenarsaal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Alfons-Goppel-Str. 11

Weitere Informationen und Anmeldung siehe www.badw.de/aktuell/termine

SYRIEN

„Sunt enim castella barbaris opposita“

DER RÖMISCHE LIMES AN DER OSTGRENZE DES IMPERIUM ROMANUM – JÜNGSTE FELDFORSCHUNG IN SYRIEN ERFÜLLT EIN INTERNATIONALES DESIDERAT DER ALTERTUMSWISSENSCHAFTEN.



Abb. 1: Luftbild der byzantinischen Stadt von Resafa (von Nordosten). Deutlich erkennbar sind die turmbewehrte Stadtmauer und die Kirchen aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. Südlich der Stadtmauer zeichnen sich die Gebäude des umayyadischen Palastareals an der Oberfläche ab.

VON MICHAELA KONRAD

Die Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften führt nicht nur Untersuchungen in ihrem eigentlichen Kerngebiet durch, sie widmet sich unter dem vergleichenden Aspekt auch anderen Randzonen des Imperium Romanum. Einer der Forschungsschwerpunkte der Kommission ist die Geschichte und Organisation römischer Grenzbefestigungen: Ihre Genese, ihre Auswirkungen auf die Siedlungs- und Bevölkerungsverhältnisse der betreffenden Region und schließlich

ihre Bewertung, nicht nur als Trennlinie, sondern auch als Kommunikationslinie und Kontaktzone zwischen Rom und seinen exterritorialen Nachbarn sind nur einige der Fragen, die sich im Zusammenhang mit der Limesforschung ergeben (vgl. etwa das Projekt „Regensburg“ in diesem Heft S. 38). Ist heute der unlängst in die UNESCO-Liste der Weltkulturdenkmäler aufgenommene römische Limes in Deutschland in das Interesse der breiten Öffentlichkeit gerückt, so befinden sich die römischen Befestigungswerke in anderen Regionen Europas, Afrikas und Asiens noch überwiegend im Dornröschenschlaf. Für vergleichende Studien erwies sich

der römische Limes in Syrien, an der Grenze zum Perserreich, als besonders geeignet, nicht nur, weil die Befestigungen dort vorzüglich erhalten sind, sondern insbesondere auch, weil es sich hier – ähnlich wie am obergermanisch-rätischen Limes – um eine in das „Barbaricum“ vorgeschobene Befestigungslinie, abseits der urbanen Zentren handelt (Abb. 1, 4).

Die hier dargestellten Grundlagen für eine Beschäftigung mit dieser Region wurden bereits 1992 bis 1996 durch die Station Damaskus des Deutschen Archäologischen Instituts (Berlin) geschaffen: Diese führte in einem „Limesprojekt“ gezielte Feldforschungen durch, deren abschließende Ergebnisse 2001 in einer Monographie vorgelegt wurden. Die darauf aufbauenden Forschungen durch die Akademiekommission widmen sich im Rahmen eines vergleichenden Ansatzes vertiefenden Teilaspekten, insbesondere zur Spätzeit des Limes, auf die am Schluss dieses Beitrages einzugehen ist.

Die Provinz Syria: Kontaktzone zweier Territorialmächte

Mit der Einrichtung der römischen Provinz Syria 64 v. Chr. etablierte sich Rom im Vorderen Orient. Nachbarn waren im Osten die parthischen Arsakiden, im Süden das Klientelreich der Nabatäer, randlich und im Norden schlossen weitere mit Rom verbündete Kleinkönig-

reiche an die neue Provinz an. Von einer systematischen Grenzsicherung sah Rom zunächst noch ab, denn das Zentrum des Partherreiches lag im fernen Ktesiphon am Tigris. Allfällige parthische Übergriffe auf die vorwiegend im Bereich der levantinischen Küste liegenden urbanen und landwirtschaftlichen Zentren der Provinz Syria glaubte man daher früh genug abfangen zu können (Abb. 3). So blieb die junge Provinz vorerst ohne feste Garnison und erhielt erst unter Kaiser Augustus (27 v. bis 14 n. Chr.) drei oder vier vermutlich im Landesinneren stationierte römische Legionen mit je 6.000 Mann als Besatzung. Befestigungen entlang der eigentlichen Grenze zum Partherreich, am Euphrat und in der syrische Wüstensteppe, existierten zu diesem Zeitpunkt vermutlich noch nicht. Dies änderte sich schlagartig, als Parthien in den 50er Jahren des 1. Jahrhunderts n. Chr. Kampfhandlungen am Mittleren Euphrat provozierte, die Rom aufgrund von Versorgungsengpässen in eine äußerst prekäre Situation brachten. Jedoch, man lernte aus diesen logistischen Versäumnissen und begann unter dem Statthalter Ulpian Traianus, dem Vater des späteren Kaisers Trajan, die Grenze entlang des Euphrat und an der Wüstenstraße systematisch zu sichern. Mit dem Ausbau von Relaisstationen und Nachschubwegen im Landesinneren wurde dieses System perfektioniert. Es bescherte der Provinz bis in das frühe 3. Jahrhundert n. Chr. so ruhige Zeiten, dass man die Grenzsicherung allmählich wieder vernachlässigte, was 231 n. Chr. prompt zu neuerlichen Einfällen der nun in Persien herrschenden Sassaniden führte.

Die nachfolgenden militärischen Auseinandersetzungen mit den Sassaniden dauerten – mit Unterbrechungen – fast 70 Jahre. Schmachlichste Niederlage der Römer war die Gefangennahme des Kaisers

Valerian durch den sassanidischen König Šāpūr I. 260 n. Chr. (Abb. 2). Kaiser Diokletian (284 bis 305 n. Chr.), ein Mann mit großer militärischer Erfahrung, reiste schließlich persönlich in das Krisengebiet und schloss 299 n. Chr. mit den Persern einen Friedensvertrag. Die Schwachstellen in der Grenzsicherung erkannte er sofort und begann um 300 n. Chr. mit der Wiederbefestigung der alten Grenzen (Abb. 4, 5).

Während von den Befestigungen des 1. Jahrhunderts n. Chr. nur spärliche architektonische Reste erhalten sind, stellen sich die meisten der spätantiken Kastelle heute noch als imposante Bauwerke dar (z. B. Abb. 7, 9, 10).

Vom Limeskastell zur Pilgerstätte: Ein Märtyrergrab und seine Geschichte

Der spätrömische Limes führte zwischen Euphrat und Rotem Meer durch Wüsten- und Wüstensteppengebiete und war somit in weiten Teilen eine künstlich festgelegte Grenzzone, bestehend aus einer Straße (via militaris) mit Befestigungen in regelmäßigen Abständen. Er setzte sich nach Norden bis zum

Schwarzen Meer fort und erstreckte sich auf eine Gesamtlänge von über 1.500 km Luftlinie (Abb. 4). Grundsätzlicher Unterschied zu den Limites der Nordwestprovinzen ist das gänzliche Fehlen einer geschlossenen Wall- oder Palisadenanlage.

Der Untersuchungsraum des Limesprojektes umfasste einen etwa 90 km langen Abschnitt nördlich des Bergzugs des Ġabal Bišrī, entlang der alten Karawanenstraße von der Handelsmetropole Palmyra zum Euphrat (Abb. 5). Hier wurden exemplarisch Architektur, Datierung, Zweck und Zusammenwirken der Befestigungen sowie ihre Rolle im regionalen Siedlungsgefüge untersucht. Die archäologischen Forschungen ermöglichten erstmals vergleichende Studien zur Anlage und Architektur spätrömischer Kastelle und Kastellvici in Syrien, denn bis zum Beginn des Projektes 1992 war eine 1934 bzw. 1945 publizierte Luftbilddokumentation aus der französischen Mandatszeit die einzige Grundlage wissenschaftlicher Beschäftigung mit diesem Gebiet.

Ausgangspunkt unserer Untersuchungen war zunächst der Schrein

Abb. 2: Triumphrelief des Šāpūr I. in Bišāpūr (Iran). Šāpūr im Triumphalgestus zu Pferd der 244 n. Chr. gefallene römische Kaiser Gordian III., vor Šāpūr, knieend, Kaiser Philippus Arabs, der Šāpūr im selben Jahr um Frieden bittet. Šāpūr hält den 260 n. Chr. gefangen genommenen Kaiser Valerian an der Hand, der in sassanidischer Gefangenschaft starb.



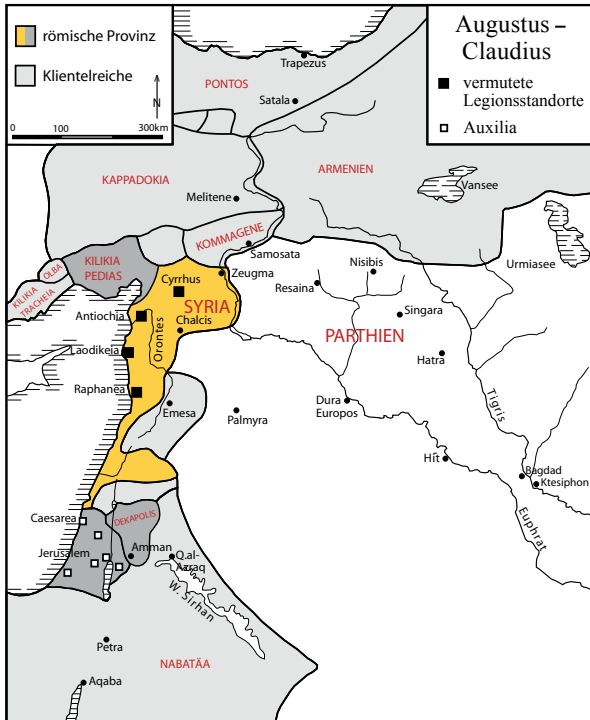


Abb. 3:
Die territorialen
Verhältnisse zur Zeit
des Kaisers Augustus.

des Hl. Sergios in Resafa, ein Platz, der seit 1975 durch das Deutsche Archäologische Institut unter der Leitung von Thilo Ulbert systematisch erforscht wird. Die heute noch imposant aufragenden Gebäude sind die Reste eines der großen Pilgerzentren der byzantinischen Zeit mit mehreren monumentalen Kirchen (Abb. 1): Pilger aus allen Reichsteilen besuchten Resafa zur Verehrung des Märtyrers Sergios, der als hoher Offizier nahe dem spätrömischen Kastell den Tod durch das Beil erlitten hatte. Die Votivgaben, darunter auch eine Stiftung der byzantinischen Kaiserin Theodora, verhalfen der einst bescheidenen

Militärsiedlung zu wachsendem Reichtum. Bei der Erforschung der Stadtgeschichte Resafas stellte sich stets die Frage, wo der Nucleus dieser im 6. Jahrhundert vom byzantinischen Hof prächtig ausgebauten Wüstenmetropole liegt: Das römische Militärkastell, welches zusammen mit seinen Nachbaranlagen im spätantiken Truppenverzeichnis der Notitia Dignitatum verzeichnet ist, heute aber von bis zu 7 m hohen Siedlungsschichten des 1. bis 13. Jahrhunderts überdeckt wird. Um Klärung über das Aussehen dieser Anlage zu gewinnen, war es somit sinnvoll, auf besser erhaltene Plätze der spätrömischen Zeit in der unmittelbaren Nachbarschaft Resafas auszuweichen (Abb. 5).

**Archäologie und Geodäsie:
Interdisziplinäre Arbeit bei der
archäologischen Feldforschung**

Die markanten Geländedenkmäler auf der Limesstrecke zwischen den Legionslagern Sura am Euphrat und Oriza/aṭ-Ṭaiyiba auf der Passhöhe im Süden wurden mit verschiedenen Methoden untersucht: Neben Grabungen in Tetrapyrgium/Quṣair as-Saila und Resafa wurden in Cholle/al-Ḥulla und Sura das durch die verstürzte antike Bebauung formierte Gelände und die obertägig

sichtbaren Denkmäler geodätisch vermessen und archäologisch dokumentiert. Auf diese Weise entstanden im Rahmen eines Gemeinschaftsprojektes mit dem Institut für Geodäsie der Technischen Universität München Höhenschichtenpläne, die den Verlauf und z. T. die genaue Position der antiken Mauer- und Gebäudestrukturen wiedergeben (Abb. 7). Im günstigen Falle, wie etwa in al-Ḥulla, lassen sich anhand geschummerter Geländemodelle, welche die Bebauungsstruktur präzise wiedergeben, regelrechte Stadtpläne rekonstruieren (Abb. 9). Sie sind eine wertvolle Ergänzung zu den mehr ins Detail gehenden archäologischen Plänen (Abb. 6).

**Lokalkolorit: Römische
Lehmziegelfestungen im
Nomadengebiet**

Einen maßgeblichen Faktor bei der Beurteilung unseres Untersuchungsraumes stellen Klima, Geographie und die lokalen Bevölkerungsverhältnisse dar: Trinkwasser, wichtigster Rohstoff zum Überleben, gibt und gab es in der syrischen Wüstensteppe nur im Bereich von Oasen und an Plätzen, wo Trockentäler (Wādīs) saisonal, d. h. niederschlagsbedingt in den Wintermonaten, Wasser führten. So war es nur konsequent, dass die römischen Befestigungen genau an diesen Stellen eingerichtet wurden, war dadurch doch nicht nur die eigene Versorgung gesichert, sondern zugleich auch die Kontrolle der einheimischen Bevölkerung möglich. Bei ihr handelte es sich überwiegend um Nomaden (Abb. 13), denn feste Siedlungen bestanden vor Ankunft der Römer in diesem unwirtlichen Landstrich offensichtlich nicht.

Das kostbare Gut Wasser wurde mittels aufwendiger Konstruktionen in großen unterirdischen Zisternenanlagen gesammelt. Der Zisternenkomplex nördlich des Vicus



Abb. 4:
Satellitenbild des östlichen Mittelmeergebiets und Mesopotamiens mit Eintragung des Grenzverlaufs in der Spätantike (rot: Arbeitsgebiet des Limesprojektes, vergl. Abb. 5).

von Cholle zeigt, dass in besonders günstigen Lagen so große Wassermengen verfügbar waren, dass man auch Landschafts- und Feldbewässerung betreiben konnte. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Besiedlung der Wüstensteppe sich bis in die islamische Zeit auf die von den Römern erschlossenen Plätze beschränkte. Sie hatten nicht nur Wasser zur Verfügung, sondern boten als einzige auch die infrastrukturellen Voraussetzungen für dauerhaftes Leben in festen Siedlungen (z. B. Märkte und Läden, Thermen, Sakralplätze, Dienstleistungseinrichtungen).

Die archäologischen Untersuchungen erbrachten erstmals detaillierte Erkenntnisse über Lage und Aussehen spätrömischer Kastelle und ihrer zugehörigen Siedlungen (vici) am nordsyrischen Limes. Das Kastell von Tetrapyrgium – hier steht der Ortsname synonym für den Kastelltyp mit vier mächtigen Türmen (Abb. 6, 10) – weist eine in parthisch-mesopotamischer Tradition stehende, komponierte Mauertechnik mit einem gut 2 m hohen Bruchsteinmülersockel und einem Aufbau aus Lehmziegeln auf (Abb. 8). Auch der Kastelltyp ist vermutlich von parthisch-sassanidischen Befestigungen beeinflusst und ebenso wie der Einsatz berittener Bogenschützen als Reaktion Roms auf das Befestigungswesen und die Kampftechnik des Gegners zu verstehen. Die Außenmaße des Kastells betragen knapp 60 x 60 m. Die vier fächerförmigen Ecktürme springen weit über die Kurtinen vor. An diese sind auf drei Seiten innen Mannschaftsräume von 15,8 bis 19,3 m² angebaut. Sie konnten bei einstöckiger Nutzung insgesamt etwa 65 bis 70 Mann als Besatzung aufnehmen (Abb. 6).

Charakteristisch für den Untersuchungsraum sind die mit einer knapp zwei Meter breiten Lehmziegelmauer umwehrten Vici, welche

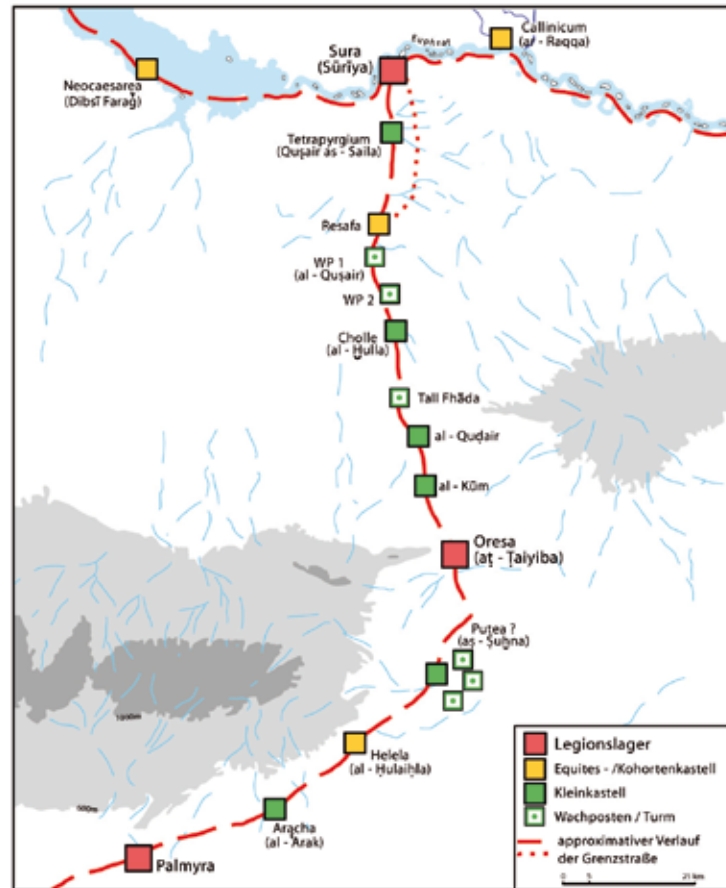


Abb. 5: Untersuchungsraum des Limesprojektes mit Kartierung der römischen Grenzbefestigungen (in Abb. 4 rot markiert).

die Kastelle von Sura, Tetrapyrgium, Cholle und wohl auch Resafa auf zwei bis vier Seiten umgaben (Abb. 7, 9). Sie wurden der streng rechteckigen oder quadratischen Anlage nach zu schließen zusammen mit dem Kastell auf dem Reissbrett entworfen und gehörten mit zum diokletianischen Verteidigungskonzept. Hinweise auf das Bebauungssystem dieser Vici lieferte die Vermessung in Cholle, wo sich im Abstand von 15 m um das Kastell quadratische Hofhäuser von ca. 40 bis 60 m Seitenlänge aneinanderreihen und das gesamte von der Umwehrung begrenzte Areal ausfüllen (Abb. 9). Die Bebauung mit Hofhäusern spiegelt mesopotamische Traditionen wider und ist ebenso wie die Bautechnik Zeugnis starker regionaler Einflüsse. Dies trifft insbesondere auch für das Gesamtkonzept zu, denn im Gegensatz zum römischen Westen

war es im Osten seit der frühen Kaiserzeit üblich, die Militärlager nahe bei oder in bereits bestehenden Siedlungen anzulegen.

Zu den vordringlichen Aufgaben der Kastellbesatzungen gehörte neben der Grenzverteidigung die Sicherstellung eines reibungslosen Nachschub-, Nachrichten- und Truppentransportes. Da dieses System nur funktionieren konnte, wenn in regelmäßigen Abständen eine Mindestzahl an dienstbereiten Einheiten zur Verfügung stand,

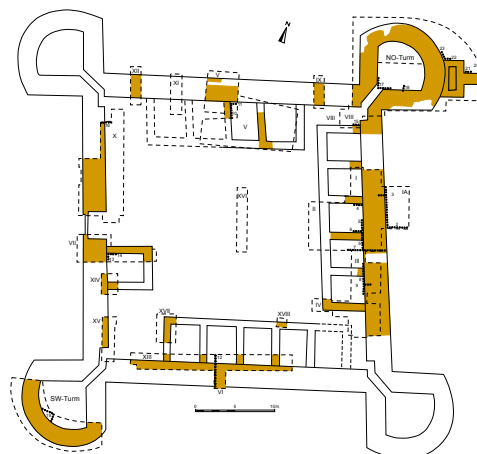


Abb. 6: Grundriss des Kastells von Tetrapyrgium (gelb: ergrabene Strukturen, weiß: Ergänzungen).



Abb. 7:
Höhenschichtenplan
der spätantiken Befestigung von Sura. Im Zentrum das Legionslager, zu beiden Seiten die sich zeitlich ablösenden umwehrten Siedlungen. Die Wehrtürme sind mit Pfeilen markiert.

musste jeder unserer Plätze regulären Militäreinheiten besetzt gewesen sein. Eine gezielte, militärisch beaufsichtigte Planung spiegelt sich nicht nur in den fast identischen Grundrissen der Quadriburgia von Qusair as-Saila und al-Hulla in Kombination mit einer befestigten Siedlung wider, sondern sie zeigt sich bis in die kleinsten Details, etwa die Bautechnik oder Vermaßung. Die Vici waren auch für die Versorgung der Kastellbesatzungen zuständig. Aufgrund ihrer differenzierten Infrastruktur entwickelten sie sich zugleich zu regionalen Siedlungszentren und waren auch Etappenstationen für Reisende.

Abb. 8:
Kastell Tetrapyrgium.
Mauer im Bereich des Turmdurchgangs.

Das beschriebene Befestigungssystem bewährte sich bis in die 40er Jahre des 6. Jahrhunderts, wurde dann aber von neuerlichen Einfällen der Perser unter ihrem König Chosrau I. erschüttert. Für Sura und



Abb. 9:
Geschummertes
Geländemodell der
Befestigung von
Cholle/al-Hulla.

Resafa ist präventiv oder als Folge dieser Gefahr der Bau neuer „Stadt“-mauern aus Steinquadern belegt, welche die alten Lehmziegelumwehrungen ersetzten (Abb. 1, 7). In Sura wurde die zerstörte Siedlung im Nordosten sogar aufgegeben und mehr oder weniger spiegelbildlich in das Areal südwestlich des Legionslagers verlagert (Abb.7). Während für Resafa seit dem 4. Jahrhundert der Schutz des Grabes des hl. Sergios und seiner Kirchenschätze an Bedeutung gewann, war es im Falle Suras seine besondere strategische Situation, die schon früh zu umfassenden Fortifikationsmaßnahmen führten: Der Legionsstandort Sura nahm als Kreuzungspunkt der Wüstenstraße mit der Euphratstraße seit der frühen Kaiserzeit eine Schlüsselposition im römischen Grenzsystem ein. Dies geht auch aus dem Formular „*finis exercitus syriatic(a)e...*“ in der *Tabula Peutingeriana*, einer römischen Straßenkarte, hervor. Auf einen Euphratübergang bei Sura weisen Gebäudereste, Quaimauern und Brückenpfeiler fünf Kilometer stromabwärts hin, die vermutlich von einem militärisch kontrollierten Areal mit Brückenkopf und Schiffslände oder einem Hafen stammen. Das in der Peutingerkarte bei Sura genannte „*comertium barbarorum*“ bezieht sich somit wohl auf diesen Punkt und zeigt einmal mehr, dass der römische Limes nicht nur die Grenzen des Imperiums markierte, sondern zugleich Kontaktzone zwischen Rom und seinen Nachbarn war.

Arabische Stämme verteidigen die Reichsgrenze

Im Zusammenhang mit den Persereinfällen wurde die Grenzverteidigung im 6. Jahrhundert dem föderierten arabischen Stamm der Gassaniden übertragen. Ihr bedeutendster Führer, al-Mundir, ließ direkt an der römischen Militärstraße in Resafa an prominenter Stelle seine Kommandozentrale, das Praetorium, errichten, welches zugleich als repräsentative Audienzhalle für



den Empfang von Gesandtschaften diente (Abb. 11, 13). Dass al-Mundir genau diesen Platz an der über 800 km langen, von den Gassaniden verteidigten Strecke vom Euphrat bis zum Golf von Aqaba ausgewählt hat, ist sicher kein Zufall: Einerseits lag Resafa an dem von den Persern am meisten bedrohten Grenzabschnitt, andererseits war für den frommen Christen Mundir die Nähe zum Grab des verehrten Sergios zweifellos ein ebenso maßgebliches Kriterium. In dieser Zeit konnte sich Byzanz aus eigener Kraft nicht mehr gegen die persischen Verbände wehren. So löste sich das Grenzsystem nach Exilierung des gassanidischen Bündnispartners in den 580er Jahren bis zur arabischen Eroberung seit 634 n. Chr. auch sukzessive auf.

Nicht nur Paradiesgärten: das wechselhafte Schicksal der Anlagen in frühislamischer Zeit

Dank intensiver archäologischer Forschungen können wir uns heute ein weitaus differenzierteres Bild von den Vorgängen bei der arabischen Landnahme machen als noch vor 20 Jahren. Als Tenor darf festgehalten werden, dass zwar schwere Kämpfe zwischen den byzantinischen und arabischen Truppen stattfanden, diese aber nicht mit flächendeckenden Zerstörungen einhergingen. Dennoch ist in bestimmten Bereichen ein Wandel festzustellen, der auf den Einzug einer neuen, ursprünglich in Zentral- und Südarabien beheimateten Kultur einerseits und veränderte territoriale Verhältnisse andererseits zurückzuführen ist.

Das Reich der Umayyaden (661 bis 750 n. Chr.) erstreckte sich weit über die Grenzen der Provinz Syria nach Osten hinaus bis Zentralasien. Der Limes hatte damit seine Funktion gänzlich verloren. Deshalb nahm die Geschichte unserer Plätze nach Abzug des Militärs auch verschiedenen Lauf: Für Resafa blieben das Sergiosgrab und die prosperierende städtische Infarstruktur zweifellos das entscheidende Element bei der Entwicklung zum christlichen Pilgerzentrum und zur umayyadischen Metropole: Unter dem umayyadischen Kalifen Hišām ibnʿAbd al-Malik (105 H/724 n. Chr. bis 125 H/743 n. Chr.) wurde südlich der antiken Stadt ein großes Areal mit Palastanlagen bebaut (Abb. 1). Im Bereich des Wādīs erstreckten sich – ebenso wie in al-Ḥulla – ausgedehnte Gartenanlagen mit Pavillons und wohl auch Tiergehegen. Es handelt sich dabei aber nicht nur um repräsentative Residenzen; die Anlagen hatten vielmehr auch den Zweck, dort die lokalen Stammesfürsten zu versammeln und waren somit administrative Außenstellen der Zentralmacht mit



Abb. 10: Ansicht der spätantiken Befestigung von Tetrapyrgium. Die Anlage hebt sich als markanter Hügel in der Ebene ab. Der Nordostturm konnte durch die Ausgrabung komplett frei gelegt werden (vergl. Abb. 8).

gezielten Kontroll- und Ordnungsfunktionen (Abb. 12).

Bedeutendstes Bauwerk innerhalb der Mauern Resafas war zweifellos die umayyadische Moschee, die mit der Sergiosbasilika einen Baukomplex bildete. Sie ist bestes Zeugnis, wie sich die römische und die islamische Kultur auch auf religiösem Gebiet einander annäherten. Die eigentlichen Kastelle verloren jedoch ihre Funktion: Das Quadriburgium von Cholle verfiel allmählich, in Tetrapyrgium wurde in spätumayyadischer Zeit auf den halb verfallenen Kastellmauern ein christliches Kloster gegründet. In beiden Fällen existierte jedoch der Vicus fort, wobei Quṣair as-Saila als Ort der Passio des hl. Sergios und Etappenstation für die Pilger eine besondere Rolle im Siedlungsgefüge dieser Zeit zukam.

Sura dagegen verlor seine jahrhundertalte Funktion als Grenzfestung:

Hier ist keine frühislamische Präsenz in nennenswertem Umfang nachzuweisen.

Mit Ausnahme von Resafa enden die Siedlungen in frühabbasidischer Zeit. Ihre Aufgabe steht möglicherweise in Zusammenhang mit der bei aṭ-Ṭabarī überlieferten Brandschatzung der christlichen Dörfer im Umland von Resafa 901/02 n. Chr.

Ost – West: Bilanz und Ausblick

Das Projekt zeigt deutlich, wie Rom auf die spezifischen Verhältnisse in den einzelnen Grenzregionen reagierte. Es veranschaulicht zugleich, dass das System des Limes ganz bestimmte Bedingungen erfüllen musste, um zu funktionieren. Diese unterschieden sich in den einzelnen Teilen des Reiches z. T. beträchtlich, dennoch führten alle Bemühungen letztlich zur Durchsetzung eines linearen Grenzsystems mit festen Funktionsparametern. Nur so



Abb. 11: Praetorium des gassanidischen Föderaten al-Mundīr in Resafa.

Abb. 12:
Das umayyadische
„Wüstenschloss“ Qasr
al-Hair as-Sarqi in der
syrischen Wüsten-
steppe. Charakte-
ristisch für diese
Residenzen ist ihre
Anlehnung an
die Festungsarchitek-
tur der spätantiken
Quadriburgia.



war es möglich, kurzfristige oder dauerhafte Truppenverschiebungen über das ganze Imperium – von Britannien bis Syrien – durchzuführen. Die massive Bedrohung durch benachbarte Stammesverbände oder Staaten führte in den Orient- ebenso wie in den Nordwestprovinzen früher oder später zur partiellen Übergabe der Grenzverteidigung an reguläre oder besoldete Fremdruppen, jedoch war es nicht möglich, diese Einheiten langfristig an die Zentralmacht zu binden. Bemerkenswert ist, welche große Rolle den römischen Militärstandorten im Osten wie im Westen in frühisla-

Abb. 13:
Beduinen mit
Schafherde vor dem
Nordtor von Resafa.
Links das Praetorium
des al-Mundir.



mischer bzw. frühmittelalterlicher Zeit zufiel: Die Plätze blieben ganz offensichtlich Zentralorte mit entwickelter Infrastruktur und waren zunächst auch für die neuen Herren attraktive Siedlungsplätze und Zentren der Administration. Die Vorstellung, dass mit dem offiziellen Ende römischer Präsenz in den Provinzen „dark ages“ begannen, sollte jedenfalls in den meisten Regionen einer differenzierteren Betrachtung unterzogen werden.

Bibliographischer Hinweis:
Michaela Konrad, Der spätrömische Limes in Syrien. Archäologische

Untersuchungen an den Grenzkastellen von Sura, Tetrapyrgium, Cholle und in Resafa. Resafa V (Mainz 2001).

Abbildungsnachweise:
Abb. 1 aus: G. Gerster / Ralf-B. Wartke, Flugbilder aus Syrien (2003) 133 Abb. 148. – Abb. 2 aus: L. Trümpelmann, Zwischen Persepolis und Firuzabad 2 (1992) 48 Abb. 77. – Abb. 3, 5, 6: Zeichnung F.-G. Weinrich (Poing) nach Vorgabe der Autorin. – Abb. 4: Satellitenbild aus: Syria. Space Image Atlas (1996) Abb. S. 10, Bearbeitung durch R. Winkelbauer, Bayerische Akademie der Wissenschaften nach Vorgabe der Autorin. – Abb. 7, 9: © TU München, Lehrstuhl für Geodäsie (Prof. Dr. Klaus Schnädelbach) und M. Konrad. – Abb. 8: Foto M. Kirchner (Berlin). Abb. 10, 11, 13: M. Konrad. – Abb. 12: Stuart Whatling (www.flat3.co.uk)

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und Privatdozentin an der Universität Freiburg i. Br.





KEILSCHRIFTFORSCHUNG

Der Alte Orient als Mosaik

VOM REALLEXIKON DER ASSYRIOLOGIE UND VORDERASIATISCHEN ARCHÄOLOGIE IST EIN NEUER FASZIKEL ERSCHEINEN.

VON MICHAEL P. STRECK

In der sechsten Tafel des Gilgameschepos, des wohl bekanntesten Keilschrifttextes aus Mesopotamien, wirft Ishtar, die Göttin von Sex und Krieg, ein Auge auf den strahlenden Helden Gilgamesch und lockt ihn: *„Komm, Gilgamesch, sei du der Gatte! Schenke, ja schenke mir deine Früchte! Du sollst mein Mann sein und ich deine Frau. Ich will dir anspannen lassen einen Wagen aus Lapislazuli und Gold, dessen Räder aus Gold und dessen ‚Hörner‘ aus Bernstein sind. Mit Stürmen, großen Maultieren, sei er bespannt. Unter Zedernduft tritt ein in unser Haus! Wenn du in unser Haus eintrittst, sollen Türpfosten und Thron deine Füße küssen. Könige, Vornehme und Fürsten mögen sich vor dir niederwerfen, mögen dir alle Erzeugnisse von Berg und Land als Tribut bringen. Deine Ziegen mögen Drillinge, deine Schafe Zwillinge werfen. Dein Eselsfohlen überhole unter der Last das Maultier. Dein Pferd am Wagen sei prächtig im Lauf. Dein Rind am Joch soll Seinesgleichen nicht bekommen.“*

Wissenschaften vom Alten Orient

Der Forscher, Student oder gebildete Laie, der diesen Text – eine der Schlüsselszenen des Gilgameschepos – interpretiert, kann sich in vielfältiger Weise auf ein Grundlagenwerk der Altorientalistik stützen: das *Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie*, jedem Studenten ab dem ersten Semester unter der Abkürzung *RIA* bekannt.



Die Altorientalistik – früher und teilweise bis heute Assyriologie genannt, da die ersten altorientalistischen Funde aus Assyrien stammten – ist die Wissenschaft von den antiken Hochkulturen Mesopotamiens und der benachbarten Länder des Vorderen Orients vor allem auf dem Gebiet der modernen Staaten Irak, Syrien, Iran und Türkei, die zwischen 3000 v. Chr. und der Zeitenwende blühten. Sie erforscht diese Kulturen auf der Basis Hundertausender Keilschrifttexte in den Museen überall in der Welt. In einem Dutzend verschiedener Sprachen abgefasst, geben diese Texte einen faszinierenden Einblick in alle Lebensbereiche des damaligen Menschen. Neben umfangreichen Epen und Mythen sind auch Hymnen und Gebete, Sprichwörter und Anekdoten, zahlreiche Königsinschriften und Chroniken, astronomische, medizinische und mathematische Aufzeichnungen, Handbücher für den Leberschauer, sogenannte lexikalische Listen – die

ältesten Wörterbücher der Welt –, Briefe zwischen Verwaltungsstellen oder unter Privatleuten sowie unzählige Rechts- und Wirtschafts-urkunden überliefert.

Die Vorderasiatische Archäologie führt Ausgrabungen im Vorderen Orient durch und untersucht die dabei gefundenen materiellen Zeugnisse des Alten Orients: Bau- und Kunstwerke, Keramik und Gegenstände aller Art, welche die großen Museen der Welt mit ihren orientalischen Abteilungen füllen (wie z. B. das Pergamonmuseum in Berlin). Durch ihre Arbeit sind Städte wie Babylon, Assur, Ninive, Uruk, Ur, Isin, Hattusa und unzählige mehr aus dem Schutt der Jahrtausende wieder ans Tageslicht gehoben worden, nicht zuletzt auch die Keilschrifttafeln, mit denen der Altorientalist arbeitet.

Beide Wissenschaften, wiewohl eigenständig, arbeiten eng zusammen, denn viele historische

Sog. Standarte von Ur mit Darstellung eines Festmahls.

Fragestellungen lassen sich nur in der Gesamtschau von Philologie und Archäologie beantworten. Auch Naturwissenschaften wie Geoarchäologie, Paläozoologie und Paläobotanik spielen in zunehmendem Maß bei der Erforschung des Alten Orients eine Rolle.

Kein Student, kein Forscher und schon gar kein Interessierter aus einer anderen wissenschaftlichen Disziplin kann das umfangreiche Wissen, das wir heute über den Alten Orient besitzen, noch überblicken. Das *RIA* fasst dieses Wissen deshalb übersichtlich zusammen. Wie in einem Mosaik entsteht nach und nach aus den zahlreichen Artikeln des Lexikons ein Gesamtbild des Alten Orients.

Blättern im *RIA*

Blättern wir also im *RIA* und suchen Informationen zu dem zitierten Passus aus dem Gilgameschepos. Die Göttin und Gilgamesch werden ausführlich unter den Stichwörtern *Inanna/Ištar* und *Gilgameš* behandelt. Zu den kostbaren Materialien finden wir konzise Informationen unter *Lapislazuli* und *Gold*; auch ein kurzer Artikel *Bernstein* existiert, in dem aber die vorliegende Passage nicht genannt wird, weil die Übersetzung des babylonischen Wortes unsicher ist. Unter *Esel*,

Maultier und *Pferd* erfahren wir Einschlägiges zu den Zug- und Lasttieren Mesopotamiens. Das Lemma *Herrscher* enthält Wissenswertes zu den hier mit „König“ und „Fürst“ übersetzten Titeln. Unter dem Stichwort *Parfüm(rezepte)* ist auch *Zedernessenz* genannt. Zum Küssen, insbesondere zum Füßeküssen als Zeichen der Ehrerbietung, können wir unter *Kuß* nachlesen. Allgemeinere Information steht unter dem Stichwort *Mythologie* zur Verfügung.

Allerdings kann unser Wissensdurst noch nicht in jeder Beziehung gestillt werden. Das alphabetisch voranschreitende *RIA* hat nämlich erst den elften Band und den Buchstaben Q erreicht. Stichwörter wie *Rad* und *Rind* sind bereits geschrieben, aber noch nicht gedruckt. Im Artikel *Sexualität*, an dem schon gearbeitet wird, soll auch die erotische Metaphorik, die sich gerne des Bildfeldes „Obst“ bedient, behandelt werden – im Passus aus dem Gilgameschepos die „Früchte“ als Bild für Potenz. Das *Schaf*, das wichtigste Haustier Mesopotamiens, erhält ebenfalls einen umfangreichen Eintrag im *RIA*. Die Stichwörter *Thron*, *Tür*, *Wagen* und *Ziege* sind geplant, für *Tribut* wird auf *Steuer* verwiesen werden. Zu vielen Stichwörtern gibt es einen philologischen und

einen archäologischen Artikel, bisweilen getrennt nach Regionen oder erweitert um naturwissenschaftliche Artikel. Das umfangreiche Stichwort *Pferd* etwa wird in vier Artikeln abgehandelt (*Mesopotamien, Anatolien, Darstellungen, Archäozoologisch*). Auf diese Weise wird sichergestellt, dass alle denkbaren Aspekte des Stichwortes untersucht werden.

Autoren und Herausgeber

Doch bereits in wenigen Jahren sollen alle diese Stichwörter vorliegen. Altorientalistik und Vorderasiatische Archäologie sehen dies als internationale Gemeinschaftsaufgabe an. Davon zeugen die pro Band ca. 70 Autoren aus aller Herren Länder, die ihre Artikel in einer der Sprachen Deutsch, Englisch oder Französisch einreichen. Auch das Herausgeberteam stammt aus drei Ländern: die Gesamtleitung liegt in der Hand von Michael P. Streck (Leipzig); er wird unterstützt von Manfred Krebernik (Jena), Nicholas Postgate (Cambridge), Ursula Seidl (München), Marten Stol (Amsterdam) und Gernot Wilhelm (Würzburg).

Die Planungen

Die ehrgeizigen Planungen sehen vor, dass die Artikel der Buchstaben R–S bis 2007 und 2008 in der Redaktion einlaufen, T–U ein Jahr später und die Stichwörter der letzten Buchstaben V–Z bis Anfang 2010, insgesamt mehrere Bände mit etlichen tausend Seiten. Anders als früher werden heute fast alle Artikel in elektronischer Form eingereicht und auch elektronisch korrigiert, was die Arbeit von Redaktion, Herausgebern und Verlag erleichtert. Alle Stichwortlisten bis zum Ende des Alphabets (zusammen ca. 215 Seiten) wurden erneut durchgearbeitet, viele Kleinstartikel gestrichen und alle Stichwörter inhaltlich klassifiziert und



**Ausgrabung
auf dem Tall Tuttul,
Syrien, 1994.**

MICHAEL P. STRECK

mit Längenangaben versehen. Die Deadlines für die Abgabe der Artikel werden früher gesetzt, damit Redaktion und Herausgeber flexibler auf Absagen und Änderungen reagieren können. Nicht zuletzt laufen Bemühungen, den Kreis der Autoren ständig zu erweitern, um die Last des Schreibens gleichmäßiger zu verteilen.

Die bei einem Unternehmen dieser Größe dennoch immer wieder auftretenden Schwierigkeiten sollen nicht verschwiegen werden: Autoren, die nicht rechtzeitig liefern können oder gar absagen müssen; die Längenvorgaben überschreitende (und dennoch oft sehr gute) Artikel; trotz ständig überarbeiteter Stichwortlisten (sie liegen bis zum Ende des Alphabets vor) vergessene Stichwörter, die noch in letzter Minute eingefügt werden müssen; und obwohl jeder Artikel durch zahlreiche und erfahrene Augenpaare in einem ausgeklügelten Verfahren mehrmals gelesen und korrigiert wird, schlägt der Fehlergeist in verschiedenen Stadien der Drucklegung immer wieder zu und muss ständig in Schach gehalten werden. Diese Schwierigkeiten lassen sich nur durch die richtige Mischung von möglichst guter Planung einerseits und großer Flexibilität und Pragmatik bei der Durchführung andererseits überwinden.

Ein Jahrhundertwerk

Wenn der letzte Band des *RIA* erschienen ist, wird eine beinahe hundertjährige, zähe Arbeit der Altorientalistik zu Ende gehen. Die beiden ersten Herausgeber Erich Ebeling und Bruno Meissner (beide Berlin) nahmen sich Pauly-Wissowas Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften oder Eberts Reallexikon der Vorgeschichte zum Vorbild und beabsichtigten in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts die



Publikation zweier Bände eines „Reallexikons der Assyriologie“ von zusammen ca. 1.600 Seiten, in denen alle Stichwörter von A bis Z behandelt werden sollten. Allerdings lief schon damals die wissenschaftliche Realität allen Plänen davon: die ersten beiden Bände des *RIA* mit zusammen ca. 974 Seiten erschienen zwar 1928–1938, enthielten aber lediglich die Buchstaben A–E.

Der Krieg unterbrach die Fortsetzung für längere Zeit. Erst 1957 wurde der nächste Faszikel mit dem Buchstaben F publiziert. Der Herausgeber Ernst Weidner (Graz) konnte dabei auch auf ältere, noch vor dem Krieg geschriebene Manuskripte zurückgreifen, die allerdings schon damals teils veraltet waren. Der Titel des Lexikons wurde um den Zusatz „... und Vorderasiatischen Archäologie“ erweitert. Von 1966 an übernahm Wolfram von Soden (Münster) die Leitung des *RIA*. Anstelle eines einzelnen Herausgebers trat nun ein Team aus Hauptherausgeber und Mitherausgebern; erstmals erschienen nun auch fremdsprachige Artikel im *RIA*.

1972 übergab von Soden die Herausgeberschaft an Dietz Otto Edzard (München), der bereits seit 1966 Mitherausgeber gewesen war.

Unter Edzards Ägide erschienen sieben Bände mit zusammen über 4.000 Seiten, die die Buchstaben H–P umfassen. Im Durchschnitt entfielen nun auf jeden Buchstaben 500 Seiten und damit etwa doppelt so viele wie auf die Buchstaben A–E, Ausdruck der gewaltigen Wissensexpansion von Altorientalistik und Vorderasiatischer Archäologie.

Bis zu seinem Tod im Jahr 2004 war Edzard unermüdlich nicht nur als Herausgeber, sondern auch als Autor für das *RIA* tätig und steuerte über 500 Artikel bei.

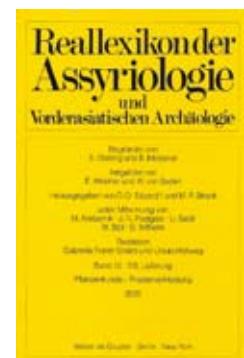
Die Förderung

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften unterstützt das Vorhaben bis Ende 2011 durch die Finanzierung einer Redaktionsstelle in München und die Bereitstellung von Sachmitteln. In der Redaktion in München arbeitet seit Beginn 2006 Sabine Ecklin; sie wird von Gabriella Frantz-Szabó unterstützt, die viele Jahre lang hauptberuflich die Redaktion des *RIA* führte. Das *RIA* erscheint im renommierten Verlag Walter de Gruyter in Berlin.

Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für Altorientalistik an der Universität Leipzig.



Relief Assurbanipals mit Darstellung einer Löwenjagd.



Reallexikon der Assyriologie und Vorderasiatischen Archäologie.
Hrsg. v. D. O. Edzard † und M. P. Streck.
Band 10, 7./8. Lieferung: „Pflanzenkunde. A (Ende) – Priesterverkleidung“, S. 505–648.
Verlag Walter de Gruyter, Berlin. 2005.
ISBN 3 11 018536 9.
EUR 78,00

SÜDTIROL

Sabiona – Säben: Archäologie und Geschichte

NACH AUSWERTUNG EINER MEHRJÄHRIGEN GRABUNGSKAMPAGNE
ERSCHEINT DER ERSTE BAND ZUR FRÜHEN GESCHICHTE DES SPÄTANTIK-
FRÜHMITTELALTERLICHEN BISCHOFSSITZES IN SÜDTIROL.



Abb. 1:
Burgberg von Säben.
Von Süden mit dem
Eisack und Klausen.

VON VOLKER
BIERBRAUER

Von 1978 bis 1982 erforschten das Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität München und die Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften unter Beteiligung von Georg Kossak († 2004), Günter Ulbert und dem Autor als Grabungsleiter in ganzjährigen, von der DFG finanzierten Grabungskampagnen den Säbener Burgberg. Aber warum wurde gerade dieser Ort ausgewählt? Dies hat

zwei Gründe, nämlich dass der Säbener Bischofssitz in den Schriftquellen erwähnt ist und seine archäologische Erforschung in einen Fächer übergreifenden Kontext eingebunden werden kann, aber auch wegen siedlungsarchäologischer Aspekte mit sehr spezifischen Fragestellungen.

**Die Schriftquellen
zu Sabiona – Säben: mehr
offene Fragen als Antworten**

Abgesehen von der unsicheren und umstrittenen Zuordnung eines *Marcellus episcopus Sevon(i)ensis* zu Säben ist der Bischofssitz erst-

mals gesichert bezeugt mit Bischof Materninus (Sabionensis) als Teilnehmer am Konzil von Grado (572/577). Etwas mehr weiß man über seinen Nachfolger Ingenuinus: Er nahm 590 an dem Konzil von Marano teil, was durch den langobardischen Geschichtsschreiber Paulus Diaconus in seiner *Historia Langobardorum* allerdings erst vom Ende des 8. Jahrhunderts belegt ist (= Hist. Lang. III, 26); sie geht auf die verloren gegangene *Historiola* des Secundus von Trient († 612) zurück und ist somit – was den Alpenraum betrifft – wie eine zeitgenössische Überlieferung zu verstehen. Hier wird Ingenuinus als *episcopus Sabionensis* bezeichnet, ebenso anlässlich eines Einfalls der Franken ins Etschtal im selben Jahr – also 590 – (Hist. Lang. III, 31), bei dem diese hier zahlreiche *castra* und *castella* zerstörten (s. u.); zusammen mit seinem Amtsbruder Agnellus von Trient setzte sich Ingenuinus für die von den Franken verschleppten romanischen Bewohner des *castrum Ferruge* ein (= Doss Trento in Trient) und kaufte sie nach langen Verhandlungen frei. Bereits ein Jahr später (591) erscheint Ingenuinus wieder in den Schriftquellen: Er unterzeichnete als erster der Bischöfe aus dem langobardischen Bereich des Metropolitansprengels von Aquileia, zu dem Säben bislang gehörte, eine Petition an Kaiser Maurikios mit der Bezeichnung als *episcopus sanctae ecclesiae secundae Raetia*, also mit der Nennung einer Provinz; deren Nennung ohne die sonst

übliche Hinzufügung der *civitas* ist höchst ungewöhnlich, weil sie nicht den kanonischen Vorschriften entspricht. Ein in diesem Sinne vorgesehener würdiger Residenzort mit Municipal-Status findet sich bei Säben jedenfalls nicht. Genauso merkwürdig ist die so abseitige Lage des Bischofssitzes ganz im Süden der Provinz Raetia II, worüber viel geschrieben, besser gerätselt wurde. Die gelegentlich zu lesende Erklärung, dass *Sabiona* als Fluchtbistum eines Augsburger Bischofs anzusehen sei, sollte man getrost ins Reich der Fabel verweisen.

Über die Geschichte Säbens nach Ingenuinus, also vom Beginn des 7. bis um die Mitte des 8. Jahrhunderts, schweigen die Quellen, was in der historischen Forschung unterschiedlich bewertet wird: Kontinuität oder Unterbrechung des Bistums? Erst mit Bischof Alim, vermutlich ein Inselkelte, tritt Säben wieder in das helle Licht der Geschichte; er unterzeichnete als Schlusszeuge die 769 von Herzog Tassilo III. ausgestellte Gründungsurkunde für das Kloster Innichen im Südtiroler Pustertal. In die Zeit Alims fällt dann auch die endgültige Neuorientierung Säbens weg vom Metropolitanverband von Aquileia nach Norden und seine Eingliederung in den bairischen Kirchenverband (798 Salzburg).

Die Grundlage für die Übersiedlung vom beengten Burgberg in das siedlungsgünstige Brixener Becken gegen Ende des 10. Jahrhunderts legte die Übertragung der *curtis*, des Hofes, *quae dicitur Prishna*, zugleich die erste größere Schenkung an die offensichtlich nicht oder nur kaum begüterten Säbener Oberhirten durch Ludwig das Kind 901 an Bischof Zacharias (890–907). Mit Bischof Richbert ist das *monasterium sancti Stephani et beati Ingenuini* bezeugt, womit wohl die Kirchenanlage gemeint ist, die dem heutigen Dombezirk in

Brixen vorangeht und damit auch schon die Brixener Bischofskirche, die seit 977 mit dem Patrozinium Ingenuins belegt ist. Mit der Verlegung des Bischofssitzes gelangten auch die Reliquien des hl. Kassian, des legendären ersten Bischofs von Säben, und des hl. Ingenuin nach Brixen; der heutige Dom ist immer noch die Mutterkirche des heutigen Bistums Bozen – Brixen.

Viel Licht, so scheint es, aber bei näherem Hinsehen mehr Dunkel, bleiben doch die zentralen Fragen nach der frühen Geschichte des Bistums offen, um die es in diesem Beitrag im Wesentlichen geht:

1. zu seinen Anfängen, also schon vor der Mitte des 6. Jahrhunderts;
2. zu seiner Kontinuität im 7. und in der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts;
3. zum Wirkungsbereich der Säbener Bischöfe und 4. zur Zugehörigkeit Säbens zur Kirchenprovinz Aquileia, d. h. seit wann und wie lange? Die Lösung dieser Fragen erhoffte sich die Geschichtswissenschaft immer wieder von der Archäologie.

Der siedlungs-archäologische Kontext

So wichtig und reizvoll es zugleich für die Archäologie ist, im fächerübergreifenden Kontext, hier mit der Geschichtswissenschaft, zu forschen, so war dies nicht der maßgebliche Grund für Grabungen auf dem Burgberg. Entscheidend waren übergeordnete Themen der Siedlungsarchäologie als wichtiger Teilbereich der Vor- und Frühgeschichte. Schon seit Joachim Werner († 1994) und danach durch Georg Kossack war die Forschungstätigkeit des Münchner Institutes der LMU und der Akademie-Kommission hierauf ausgerichtet, insbesondere auf den Alpenraum und Oberitalien. Ziel war und ist es, das Siedelverhalten von der spätrömischen Zeit bis ins frühe Mittelalter zu ergründen und somit auch Kontinuitätsforschung von der Antike zum Mittelalter zu betreiben. In diesem Sinne richtete sich der Blick auf jene Anlagen, die in Schriftquellen belegt sind, um auf diese Weise konkret auch fächer-



Abb. 2:
Oberes Drittel
des Burgberges.
Von Süden.



Abb. 3:
Frühchristliche Kirche,
Gesamtansicht.
Von Westen.

übergreifenden Fragestellungen nachgehen zu können. Der reiche Quellenfonds, vor allem bei Paulus Diaconus in seiner schon erwähnten *Historia Langobardorum*, verweist auf eine für die Archäologie wesentliche Denkmälergruppe: die *castra* und *castella* in Friaul sowie in Südtirol und im Trentino als eine wesentliche Siedlungsform der Spätantike und des Frühmittelalters. Innovative Forschung war auch deshalb hier möglich, weil diese befestigten „Höhensiedlungen“ für den mittleren Alpenraum und Ober-

italien seit rund 100 Jahren von der historischen Forschung kontrovers beurteilt werden – einerseits als Militäranlagen seit spätrömischer Zeit mit Übernahme oder Neuanlage jeweils durch Ostgoten, Byzantiner und insbesondere durch Langobarden, andererseits als genuin romanische Siedlungen in von Natur aus gut geschützten Höhenpositionen. Hiermit ist eo ipso ein zentrales Problem der Siedlungsforschung verknüpft, nämlich das wechselseitige Verhältnis von Tal- und Höhensiedlung in historisch instabiler



Abb. 4:
Nordostteil der frühchristlichen Kirche.

Zeit, also seit dem 5. Jahrhundert. Eine langjährige Grabung des Münchner Universitätsinstitutes von 1962 bis 1974 in dem *castrum Ibligo* – Invillino bei Tolmezzo in Friaul (DFG-finanziert, zuletzt auch mit Beteiligung der Akademie unter Leitung J. Werners und örtlicher Grabungsleitung durch den Autor seit 1966) führte zu einem klaren Ergebnis: Das *castrum Ibligo* auf einem Inselberg im Tagliamento-Tal, von Paulus Diaconus anlässlich eines verheerenden Awareneinfalls in Friaul 610 neben sechs weiteren *castra* für Friaul erwähnt (Hist. Lang. IV, 37), war keine langobardische Militäranlage, sondern eine im 5. Jahrhundert von den Romen der Talschaft neu eingerichtete und bis an das Ende des 7. Jahrhunderts genutzte romanische Siedlung mit zentralörtlicher Funktion; zu ihr gehörte auch eine große zeitgleich erbaute Kirchenanlage von knapp 40 m Länge mit einer Gemeinde- und Taufkirche. Bislang handelt es sich immer noch um das einzige *castrum* der von Paulus für Friaul, Südtirol und Trentino überlieferten *castra* und *castella*, das flächig untersucht ist und als vorbildhaft von der internationalen Forschung bezeichnet wird. Auch für Südtirol und das Trentino werden von Paulus zwölf *castra* und *castella* genannt, diese im Kontext der fränkischen Alpen- und Italienpolitik mit fränkischen Heerzügen 575 und 590 (Hist. Lang. III, 3 und III, 31); bei Letzterem wird auch – wie schon erwähnt – Bischof Ingenuinus von Säben genannt, der zusammen mit Agnellus von Trient die aus dem *castrum Ferruge* (Doss Trento von Trient) verschleppten Romanen freikaufte. Die in Friaul gemachten Erfahrungen boten hinreichenden Anlass, auch einen der in Schriftquellen genannten Plätze im mittleren Alpenraum ähnlich großflächig zu untersuchen. Die Wahl fiel aber nicht auf eines der von Paulus genannten *castra*, sondern auf den Bischofssitz Sabiona – Säben.

VOLKER BIERBRAUER

VOLKER BIERBRAUER

Da dessen bauliche Strukturen alle auf dem Burgberg von Säben liegen mussten, bot sich die große Chance, diese trotz der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Überbauung möglichst umfassend erforschen zu können.

Topographie und Baubestand

Bei dem Burgberg von Säben handelt es sich um einen mächtigen Inselberg oberhalb von Klausen im Eisacktal; er liegt an seiner höchsten Stelle fast 200 m über diesem (Abb. 1, 2). Im Norden, Westen und Osten ist er durch Steilabfälle hervorragend geschützt, so wie es auch für *castra* kennzeichnend ist; nur nach Südwesten fällt er terrassengegliedert auf einer Länge von ca. 300 m relativ flach zum Tal hin ab. Auf der Spitze des Berges (Abb. 2) befindet sich die Hl. Kreuzkirche (erstmalig erwähnt mit dem Patrozinium des hl. Kassian 845; Hl. Kreuzpatrozinium 1406), darunter das noch heute bestehende Benediktinerinnenkloster, das 1685/1686 in den Ruinen der 1533 eingescherten Burg eingerichtet wurde; deren Reste sind im Baubestand des Klosters ebenso erkennbar wie die untere, noch 60 m lange Sperrmauer mit Schwalbenschwanzzinnen. An ihrem westlichen Ende liegen die beiden Marienkirchen. Der traditionsreiche kleinere, erstmals 1028 erwähnte Bau wurde ersetzt durch eine jüngere gotische Kirche und schließlich dann durch den heute noch bestehenden prächtigen barocken Oktonalbau (1652–1658). Zwischen der Südfront des Klosters und fast bis zur Zinnenmauer reichend, erstreckt sich der ausgedehnte Klostergarten (ca. 160 x 115 m). Südlich der Zinnenmauer fällt der Burgberg – wie schon erwähnt – terrassengegliedert ab, heute mit Weinbergkulturen. Wo wir graben mussten, war klar: 1. südlich der Zinnenmauer, weil hier bereits 1930 eine wohl frühchristliche Kirche angegraben worden war (Abb. 2);

weiter südlich musste sich unter den Weinbergen ferner ein Gräberfeld befinden, dessen südlichste Teile 1976 durch die Universität Innsbruck freigelegt wurden; 2. im Klostergarten (*castrum*?) und 3. in den Marienkirchen und der Hl. Kreuzkirche sowie deren Umfeld, weil hier ältere Kirchenbauten nicht auszuschließen waren. Hiermit waren zugleich alle uns zugänglichen Areale des Burgberges erfasst.

Die Grabungsergebnisse

1. Die zahlreich angelegten Suchschnitte im Klostergarten blieben alle ohne Ergebnisse. Somit war klar, dass sich entgegen unseren Erwartungen auf dem Burgberg kein *Castrum* der Spätantike und des frühen Mittelalters befand. Profane Siedlungsreste fanden wir stattdessen unter der barocken Marienkirche und in ihrem westlichen Vorfeld, bestehend aus einem mehrräumigen langgestreckten Gebäude (Länge ca. 30 m, Breite ca. 12 bis 13 m). Der mehrperiodige Bau gehört in die 2. Hälfte des 4. bis an den Anfang des 6. Jahrhunderts; wegen seines frühen Endes und seiner geringen Größe kann es sich nicht um eine mit dem Bischofssitz zeitgleiche *castrum*-artige Anlage handeln.

2. Entscheidend für die frühe Geschichte des Säbener Burgberges war die flächige Ausgrabung der frühchristlichen Kirchenanlage unterhalb der Zinnenmauer (Abb. 2) mit einer Gesamtlänge von 25 m (Abb. 3), errichtet erstaunlicherweise in steiler Hanglage mit entsprechenden Erhaltungsbedingungen, d. h. im nördlichen Bereich noch zwischen 1,50–2 m hoch erhalten (Abb. 4, 5) und ihrem südlichen Teil nur noch im tief gegründeten Fundamentbereich. Diese frühchristliche Kirche ist mehrperiodig (Abb. 6; Perioden 1–3a/b): Erbaut wurde sie um 400 bzw. im frühen 5. Jahrhundert und aufgegeben wurde sie in der Zeit um 720/730. Diese im



VOLKER BIERBRAUER

Vergleich zu anderen frühchristlichen Kirchen im Alpenraum vergleichsweise exakte Datierung ist möglich durch in die Kirche eingebrachte chronologisch aussagekräftige Gräber, die auf die Bauperioden bezogen werden können (s. u.). Wegen der Kürze dieses Beitrages können die einzelnen Bauperioden nicht näher beschrieben werden; hingewiesen wird nur auf relevante Aspekte der liturgischen Innenausstattung: Diese ist für Periode 1 (Abb. 6,1) unklar, da die hierfür wichtigen Bereiche in und vor der Apsis zwischen den beiden Querannexen durch die Einbauten der Periode 2a gestört sind, d. h. durch die Klerusbänke in der Apsis und vor

Abb. 5:
Mittel- und Westteil
der frühchristlichen
Kirche. Von Osten.

Abb. 8:
Taufbecken unter der
Marienkirche.



VOLKER BIERBRAUER

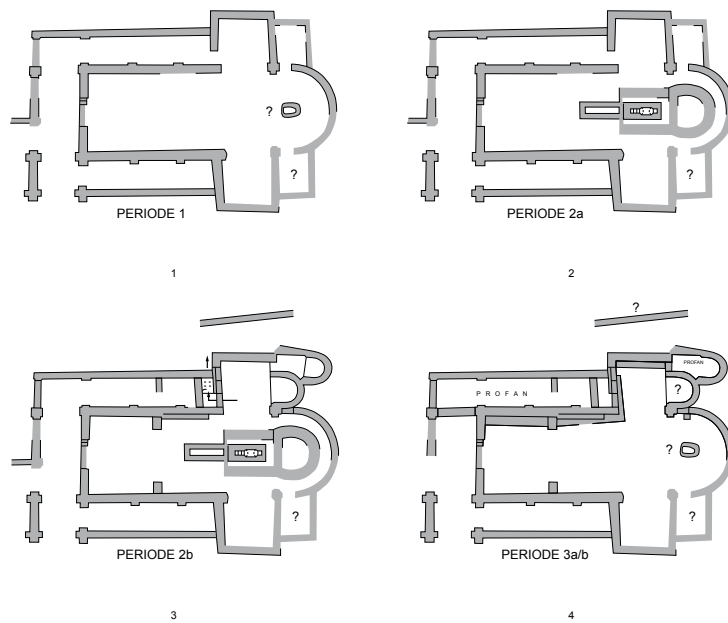
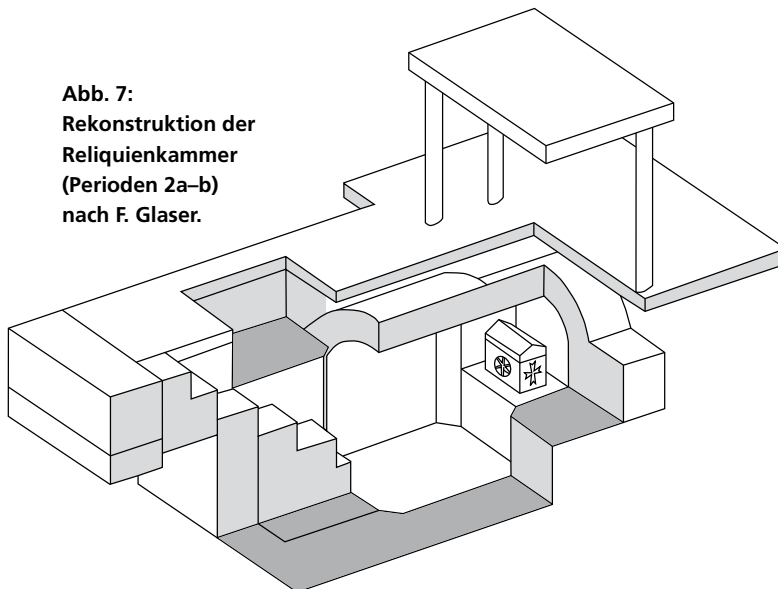


Abb. 6:
Bauperioden der
frühchristlichen Kirche
(Perioden 1–3).

allem durch das tiefgegründete vorgelegerte Presbyterium (Altarplatz) mit darunter befindlicher Reliquienkammer mit Treppenzugang (Abb. 7) und sodann mit einer Solea, d. h. mit einem gemauerten Gang in den Laienraum (Abb. 6,2). Spätestens mit diesem liturgischen Ensemble erfüllt die Kirche alle Funktionen einer *Gemeindekirche*, also für den Wortgottesdienst mit Eucharistie, die von der Solea aus ausgeteilt wurde. In Periode 2b (Abb. 6,3) ersetzen eine Seitenapsis und eine nördlich angebaute Seitenkapelle den rechteckigen Nebenraum der Perioden 1–2a, dies zur Aufnahme weiterer Reliquien. In Periode 3 (Abb. 6,4) wurde dieses litur-

gische Ensemble aus Klerusbank, Presbyterium mit Reliquienkammer und Solea abgetragen und ein neuer Fußboden darüber verlegt: Nach der Mitte des 7. Jahrhunderts ist somit ein Liturgiewechsel feststellbar mit einem Altar ganz im Osten der Apsis, wozu sehr wahrscheinlich der kleine Reliquienloculus gehört. Merkwürdig ist, dass zu dieser Zeit der nördliche Längsannex und sicher auch die Seitenkapelle profanisiert sind, nachweisbar vor allem durch Herdstellen. Schon vor Aufgabe der Kirche machten sich statische Schwierigkeiten (Hanglage) im Nordteil bemerkbar, die man durch Verstärkungsmauern zu beheben versuchte.

Abb. 7:
Rekonstruktion der
Reliquienkammer
(Perioden 2a–b)
nach F. Glaser.



Aus Platzgründen liegt die Taufkirche eine Terrasse weiter nördlich, gesichert durch ein für das 5. bis 7. Jahrhundert typisches Taufbecken unter der Marienkirche (Abb. 8), zu dem die umgebende Baustruktur wegen der späteren Baumassnahmen (Romanik, Gotik) nicht mehr erhalten ist.

3. In der frühchristlichen Kirche wurden seit ihrer Errichtung und bis zu ihrer Aufgabe Gräber eingebracht, insgesamt 92 (Abb. 9). Vermutlich wurde die Kirche sogar in einer schon bestehenden kleineren Sepultur errichtet, da ihre Außenmauern einige wenige Bestattungen stören; diese dürften auf das zuvor erwähnte Gebäude beziehbar sein. Auch im Umfeld der Kirche wurde seit dem 5. Jahrhundert beerdigt. Da dieser Grabungsbereich aus Kostengründen beschränkt bleiben musste (Ablöse der Weinbergkulturen), konnten hier nur noch 71 Gräber freigelegt werden (Abb. 9). Es handelt sich dabei um die nördlichen Teile der großen Nekropole, die sich bis zum Fuße des Berges erstreckt (Grabung 1976, s. o.); die Gesamtzahl der hier Bestatteten dürfte mit 700 bis 800 Individuen nicht zu hoch veranschlagt sein. Grab- und Beigabensitte sowie die Zusammensetzung der Grabinventare ermöglichen eine ethnische Interpretation, die hier leider nicht begründet werden kann: von Anfang an Romanen und seit der Zeit um 600 auch Bajuwaren (Männer und Frauen), für beide Populationen auch mit Mitgliedern einer Oberschicht, was insbesondere durch goldbrokatbesetzte Gewänder (Abb. 10), aber auch durch goldenen Schmuck (Ohringe, Fingerringe, Abb. 11, 12) außer Zweifel steht.

4. Nach Aufgabe der Kirche um 720/730 erfolgte ein Neubau mit einer Doppelkirchenanlage unter der Hl. Kreuzkirche auf der Spitze des Berges (Abb. 2) mit einer Gesamtlänge von 21,50 m. Da dieser Bei-

ZEICHNUNG: ROBERT WINKELBAUER NACH ANGABEN DES AUTORS

ZEICHNUNG: ROBERT WINKELBAUER NACH ANGABEN DES AUTORS

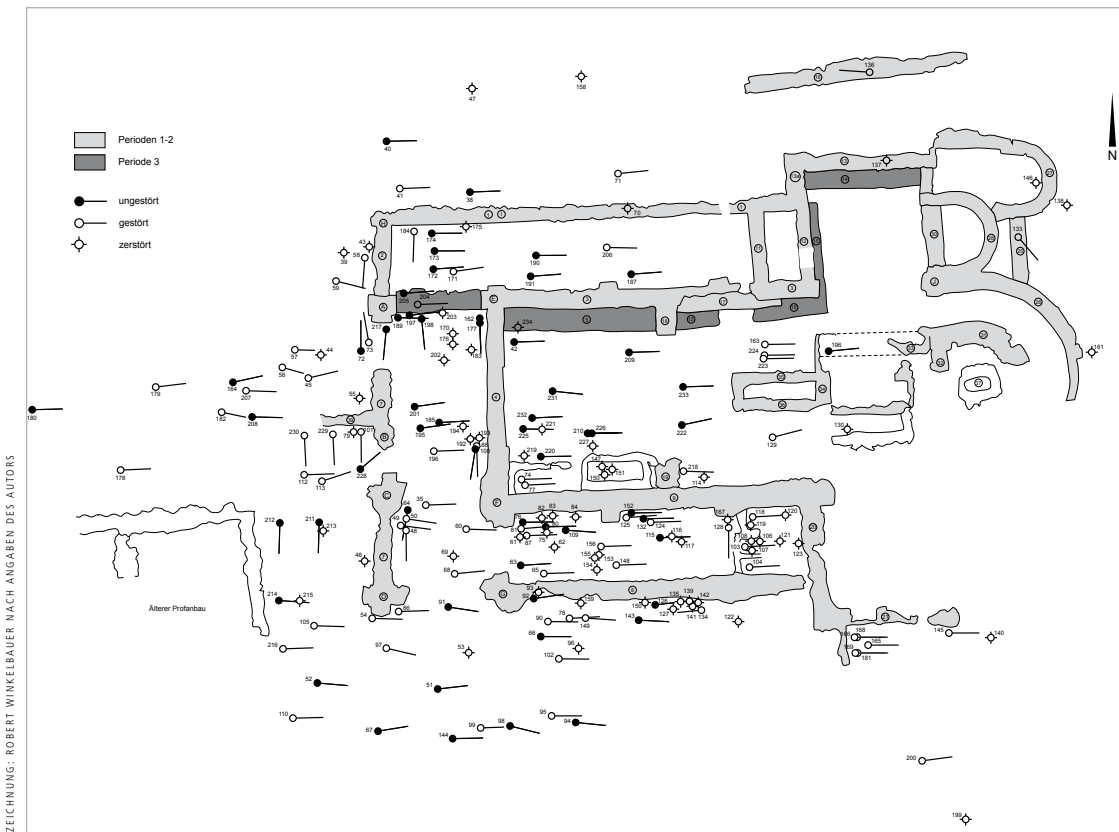


Abb. 9: Frühchristliche Kirche mit Gräbern und umgebendem Gräberfeld.

trag nur auf die frühe Geschichte des Burgberges eingeht, werden die unter Hl. Kreuz erzielten Grabungsergebnisse nicht mehr erläutert. Erwähnt sei nur, dass wir hier den Reliquiensarkophag aus Sandstein fanden (Abb. 13), typisch für das 5./6. Jahrhundert; er befand sich ursprünglich in der frühchristlichen Kirche (Abb. 7) und wurde beim Neubau der Kirche unter Hl. Kreuz als zentrales Kultobjekt transloziert.

5. Noch nicht die Rede war von den bischöflichen Bauten, die außer einer Kirche zum Bischofssitz gehören, d. h. von Wohn- und Wirt-

schaftsgebäuden, eventuell auch von einem Hospitium (Xenodocheion) für Pilger und Kranke: Über diese wissen wir nichts. Sie können nur unter den heutigen Klosterbauten bzw. unter der mittelalterlichen Burg gelegen haben, wo wir nicht graben konnten und durften: Zudem ist anzunehmen, dass diese bischöflichen Gebäude durch die tiefgründende mittelalter- und neuzeitliche Bebauung zerstört sind.

Archäologie und Geschichte: ein Fazit

1. Die Frage nach dem Alter des Bischofssitzes? Auf den ersten Blick scheint diese Frage gelöst durch die große Kirchenanlage, die in der Zeit um 400 bzw. Anfang des 5. Jahrhunderts errichtet wurde. Nur: das Problem ist, dass es im frühchristlichen Kirchenbau des 5./6. Jahrhunderts keine Merkmale gibt, auch nicht in der liturgischen Innenausstattung, die an eine Bischofskirche gebunden sind und eine solche kennzeichnen würden. Da es sich bei dieser Kirche um die



Abb. 10-12: Grabbeigaben. Goldbrokat als Bordüre eines langärmeligen Gewandstückes in Grab 100; Goldohr- ring aus Grab 100; Goldfingerring mit antiker Gemme aus Grab 168.



Abb. 13: Reliquiensarkophag aus Sandstein.

einzig im 5. bis 7. Jahrhundert auf dem Burgberg handelt, ist andererseits aber klar, dass sie zur Zeit der Bischöfe Materninus und Ingenuinus in der 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts bis zum frühen 7. Jahrhundert deren Bischofskirche war. Die Versuchung ist somit groß, diese Funktion auch für die Zeit zuvor anzunehmen, beweisbar ist dies aus den genannten Gründen nicht, aber auch nicht auszuschließen.

2. Die Frage nach der Kontinuität oder der Unterbrechung des Bischofssitzes zwischen Ingenuin und Alim für rund 150 Jahre: Wie dargestellt, besteht die frühchristliche Kirche bis in die Zeit um 720/730 (mit Kirchenkontinuität auf der Spitze des Berges unter Hl. Kreuz). Die Antwort des Archäologen ist wieder die gleiche wie zuvor: Wegen der Kirchenkontinuität ist auch die Kontinuität des Bistums möglich, ja sogar wahrscheinlich, aber eben als Bischofskirche nicht beweisbar. Fasst man diese ersten beiden Punkte zusammen, so ist nur, aber immerhin gesichert, dass auf dem Burgberg ab der Zeit um 400 ein kirchliches Zentrum bestand, ersichtlich auch daraus, dass in der Kirche und um diese herum bestattet wurde.

*Volker Bierbrauer/
Hans Nothdurfter:
Die Ausgrabungen im
spätantik-frühmittel-
alterlichen Bischofssitz
Sabiona – Säben I. Die
spätantik-frühmittel-
alterliche Kirche
und das Gräberfeld.
Münchner Beiträge zur
Vor- und Frühgeschichte
(in Vorbereitung).*

3. Da eine zeitgleiche castrumartige Anlage nicht existierte, stammen die hier Bestatteten, auch die Bajuwaren, aus der näheren und weiteren Umgebung, eben mit dem Wunsch, hier *ad sanctos* bestattet zu werden. Da die Bajuwaren in ihrem Altsiedelland erst ab der Zeit um 600 missioniert wurden (i-rofränkische Luxeuil-Mission), ist bemerkenswert, dass sie zusammen mit den orthodoxen Romanen eine Sepulturgemeinschaft bildeten. Diese hier beigesetzten Bajuwaren sind zugleich klare Belege für eine frühe bajuwarische Landnahme südlich des Brenners ab der Zeit um 600, deren zeitlicher Verlauf in der Mediävistik kontrovers diskutiert wird (schon ab dieser Zeit oder erst gegen Ende des 7. Jahrhunderts).

4. Da die Existenz des kirchlichen Zentrums auf dem Burgberg seit der Zeit um 400 bzw. seit dem Anfang des 5. Jahrhunderts archäologisch gesichert ist, stellt sich natürlich die Frage, von wem dieses vor den Bischöfen Materninus und Ingenuinus und erst recht während der möglichen Diskontinuität bis Bischof Alim unterhalten wurde. Archäologisch sind diese Fragen

nur eingeschränkt beantwortbar: jedenfalls nicht von den Bewohnern eines zeitgleichen *castrum*, weil dieses gesichert auf dem Burgberg ausgeschlossen werden kann. Von wem dann? Die Antwort führt in den spekulativen Bereich: Waren es doch Bischöfe vor Materninus oder die romanische Bevölkerung des Eisacktals, die sich hier *ad sanctos* bestatten ließen?

5. Was in Schriftquellen für die Zeit der Bischöfe Materninus und Ingenuinus gesichert ist, nämlich die Zugehörigkeit von Sabiona zum Metropolitanverband von Aquileia, bestätigt auch der archäologische Befund: die frei stehende Klerusbank und die Solea sind in ihrer Verbreitung fast ausschließlich an diesen gebunden, in Säben schon im Verlauf des 5. Jahrhunderts (Perioden 2a–b; Abb. 6, 2–3).

6. Der Wirkungsbereich der Säbener Bischöfe: Diese Frage kann die Archäologie nicht beantworten; sie verbleibt in der Kompetenz der Geschichtswissenschaft. Im Süden, dies ist klar, liegt das Bistum Trient mit seinem Bestand schon seit Ende des 4. Jahrhunderts (Bischof Vigilius). Unklar ist jedoch der Wirkungsbereich nach Norden: Das Inntal gehörte wohl noch dazu, aber ganz sicher nicht mehr das bayerische Alpenvorland, wie die Titulatur von Ingenuinus als *episcopus secundae Raetiae* dies suggerieren könnte. Hier vollzog sich das, was wir ab der Mitte des 5. Jahrhunderts bajuwarische Ethnogenese nennen mit dem Zuzug unterschiedlicher germanischer Bevölkerungsgruppen.

Der Autor ist Ordinarius für Vor- und Frühgeschichte an der Universität München und Vorsitzender der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



CHIEMSEE

Frauenwörth

MIT DEM SOEBEN ERSCHIEENENEN BUCH ÜBER DIE ARCHÄOLOGISCHEN UND HISTORISCHEN UNTERSUCHUNGEN ZUR GESCHICHTE DES KLOSTERS FRAUENWÖRTH WIRD DIE FRÜHMITTELALTERFORSCHUNG IN BAYERN NACHDRÜCKLICH BEREICHERT.

VON GÜDE BEMMANN

Nachdem Vladimir Milošević 1966 in den Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften über die von ihm geleiteten Ausgrabungen in den Jahren 1961 bis 1964 auf der Fraueninsel im Chiemsee berichten konnte, liegt jetzt die umfassende Abschlusspublikation unter der Federführung von Hermann Dannheimer vor, der die großflächigen Untersuchungen der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts geleitet hat.

Zusammenarbeit von Archäologen und Historikern

Durch die enge Kooperation der interdisziplinären Arbeitsgruppe (Archäologie: Hermann Dannheimer, Brigitte Haas-Gebhard, Hans Peter Uenze; Geschichte: Heinz Dopsch; Bauforschung: Walter Burandt; Paläozoologie: Gabriele Sorge) und die gelungene Verzahnung der erreichten Einzelergebnisse gelang es, grundlegend neue Erkenntnisse zur Geschichte des Klosters zu gewinnen. Die Basis dafür legte Brigitte Haas-Gebhard mit der Bestimmung der in großer Menge zutage geförderten mittelalterlichen und neuzeitlichen Keramik, die ein verlässliches Datierungsgerüst für die frei gelegten Baulichkeiten liefert. Im Zusammenspiel einer Neubewertung der historischen Nachrichten und detaillierten formenkundlichen und stilgeschichtlichen Analysen der verschiedenen Überreste der frühesten Klosteranlagen und der



BAYERISCHES LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE

Kirchenausstattung gelang es, entgegen älterer Forschungsmeinungen, den Nachweis zu erbringen, dass die für den 1. September 782 bezeugte Weihe einer Kirche und eines Klosters im Chiemsee auf die Fraueninsel zu beziehen ist.

Neue Grabungsergebnisse im Klosterkomplex

Die von der Prähistorischen Staatssammlung unter Leitung von

Hermann Dannheimer durchgeführten Grabungen erfolgten südlich des Münsters im Kreuzgarten des im Jahre 1730 fertig gestellten heutigen Klosterkomplexes. Dabei konnte ein deutlich kleinerer Vorläufer dieser Anlage aus dem 11. Jahrhundert ermittelt werden, wie auch diverse Umbauten in späteren Jahrhunderten. Ältere Baubefunde liegen südlich des Münsters nicht vor. Die Untersuchungen der 60er Jahre galten der zweigeschossigen

Abb. 1: Die Torhalle mit der Nikolauskapelle im Erdgeschoss und der Michaelskapelle im Obergeschoss; im Hintergrund links der Campanile. Von Nord-osten gesehen.

Abb 2:
Balken aus süd-
alpinem Marmor von
einer Chorschranken-
anlage, wohl aus
der ältesten Kirche.
Länge 82,5 cm.



Torhalle, die eine Nikolauskapelle und im Obergeschoss eine Michaelskapelle birgt, sowie dem Münster und dem nördlich anschließenden Friedhof. Dabei gelang der Nachweis eines Vorläufers der genannten Klosteranlage des 11. Jahrhunderts, der jedoch nicht sicher datiert werden konnte. In der Kirche waren wegen der statischen Verhältnisse nur einzelne Sondagen möglich.

Die wichtigste Entdeckung dabei war die Wiederauffindung des Grabes der seligen Irmingard, die hier im Jahre 860 bestattet worden ist. Das Grab griff in das Funda-

ment der südlichen Arkadenreihe der romanischen Basilika ein, das demnach spätestens aus der Mitte des 9. Jahrhunderts stammt, wenn nicht sogar vom Gründungsbau aus dem Jahre 782.

Die Zeit, in der Irmingard, die Tochter König Ludwigs des Deutschen und Urenkelin Kaiser Karls des Großen, dem Kloster als Äbtissin vorstand, konnte sich Milošević noch als Gründungszeit von Kirche und nördlich anschließender Klosteranlage vorstellen, zumal die Lage der Bestattung auf ein „Stiftergrab“ schließen ließ.

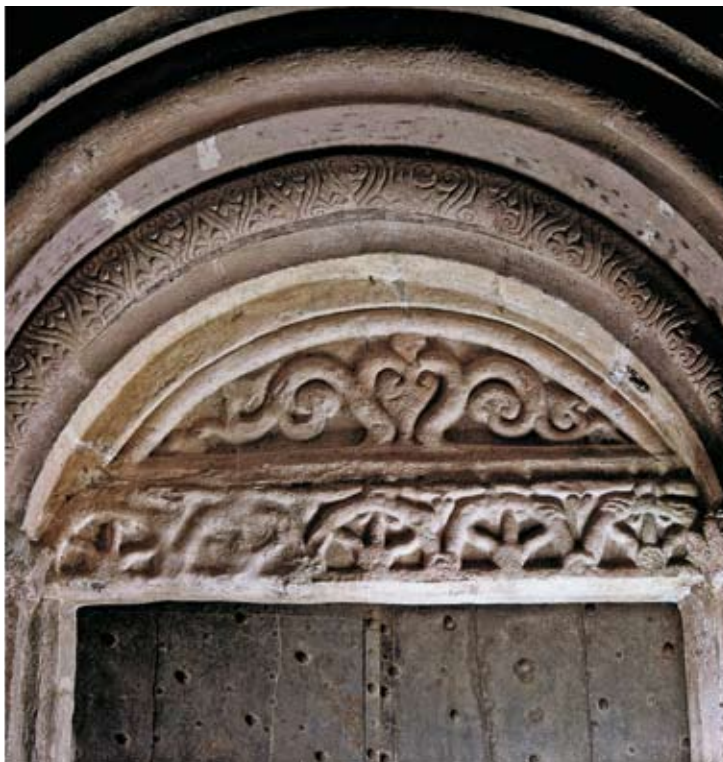
Früheste Kirchengestaltung zeigt Verbindung nach Italien

Zusammen mit der Aufarbeitung der Grabungsbefunde nahm Dannheimer auch eine Überprüfung der älteren Grabungsergebnisse vor. Im Einklang mit der Interpretation der historischen Quellen ergab sich folgendes Bild: Die ältesten, mit Baubefunden in Zusammenhang zu bringenden Funde stammen aus dem 8. Jahrhundert, eine frühere dauerhafte Besiedlung der Insel konnte Hans Peter Uenze, der sich der verhältnismäßig geringen Anzahl vorgeschichtlicher Artefakte angenommen hat, nicht nachweisen. Die Funde des 8. Jahrhunderts datieren die ältesten baulichen Anlagen, bestehend aus einer Kirche, einem einschiffigen Saalbau und zwei weiteren isoliert stehenden Gebäuden. Die Kirche war mit Chorschranken ausgestattet, zu denen u. a. zwei skulptierte Balken (Abb. 2) aus südalpinem Marmor gehörten, die sich nicht nur wegen des Materials, sondern auch stilistisch als Import aus Oberitalien zu erkennen geben.

Dorthin weisen auch die reliefierten Portalelemente (Abb. 3). Die besten Vergleichsstücke zum Tympanon und Türsturz finden sich in Ravenenna. Am romanischen Münsterportal ist ein bronzenener Türzieher in Gestalt eines Löwenkopfes (Abb. 4) befestigt, dessen einzige Parallelen die gegen 800 gegossenen Türen der Palastkapelle Karls des Großen schmücken. Stilistische Eigenheiten des Frauenwörther Exemplares weisen allerdings ebenfalls nach Italien.

Die Michaelskapelle im Obergeschoss der Torhalle besaß einen Schmuckfußboden, dessen zentraler Teil wie ähnliche Böden in Aachen und Köln wahrscheinlich aus einem spätantiken Bauwerk Italiens übertragen worden ist. Eine zugehörige, mit einem Linienmuster bemalte

Abb. 3:
Tympanon und Tür-
sturz der frühmittel-
alterlichen Kirche.



randliche Estricheinfassung konnte auf naturwissenschaftlichem Wege in das 8. Jahrhundert datiert werden. Dies hat Auswirkungen auf die zeitliche Einordnung der figürlichen Ausstattung an den Wänden im Chorraum der Michaelskapelle. Sie ist unfertig geblieben, von sechs geplanten fast lebensgroßen Engelszeichnungen sind fünf ausgeführt worden, dazu zwei Säulen mit Kapitellen, andere Teile der Wandausstattung fehlen. Der Faltenwurf der Engelsingewänder gleicht solchen in Handschriften des späten 8. Jahrhunderts und der Zeit um 800. Byzantinische Stileigentümlichkeiten der Zeichnungen lassen wiederum eine italische Handschrift erkennen.

Anfänge des Klosters

Kloster Frauenwörth wurde, wie die archäologischen Befunde zeigen, in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gegründet und einschließlich der repräsentativ ausgestatteten Kirche nach Auskunft der schriftlichen Quellen am 1. September 782 als Stiftung Herzog Tassilos III. geweiht. Die genannten Verbindungen nach Italien geben weitere Hinweise auf den Stifter, der mit der langobardischen Königstochter Liutpiric verheiratet war. Die Ausmalung der Michaelskapelle, die auf eine repräsentative Ausstattung auch der Torhalle verweist, ist möglicherweise erst kurz vor 788 in Auftrag gegeben worden und wegen der in diesem Jahr erfolgten Absetzung Tassilos durch Karl den Großen unfertig geblieben.

Ausbau der Anlage

Um oder nach 800 wurden die isoliert stehenden Konventsgebäude vergrößert und zusammen mit der

Kirche zu einer geschlossenen vierseitigen Anlage zusammengefasst sowie im Inneren mit einem Kreuzgang ausgestattet. Wahrscheinlich vor der Mitte des 10. Jahrhunderts wurden die Klostergebäude durch ein Großfeuer vernichtet, möglicherweise liegt damit eine Bestäti-



ersetzt. Der bekannte frei stehende Campanile wurde vermutlich ebenfalls in dieser Zeit errichtet.

Das Kloster bis zum 18. Jahrhundert

Gleichzeitig oder anschließend entstand südlich der Kirche ein neues Kloster mit einem Kreuzgang. Schriftlichen Quellen zufolge war dieses Südkloster bereits Mitte des 13. Jahrhunderts wieder baufällig und wurde zudem gegen Ende des Jahrhunderts bei einem Brand zerstört. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zog sich der Wiederaufbau hin. Veränderungen am Ostflügel erfolgten etappenweise und waren erst im 16. Jahrhundert abgeschlossen. Zwei weitere Brände 1491 und 1572 trugen dazu bei, dass die Gebäude im frühen 18. Jahrhundert abgebrochen und durch einen im Jahre 1730 vollendeten Neubau ersetzt werden mussten.

Tassilo III. als Stifter bestätigt

Was die Klostergründung betrifft, so zeigen die Forschungsergebnisse deutlich, dass die trotz aller Vereinnahmungen der Karolinger bis heute fortlebende Haustradition des Klosters Frauenwörth, nach der Tassilo III. seit Jahrhunderten als Stifter bezeichnet und verehrt wird, zu Recht besteht.

Die Autorin ist Archäologin und hat die Publikation redaktionell betreut.



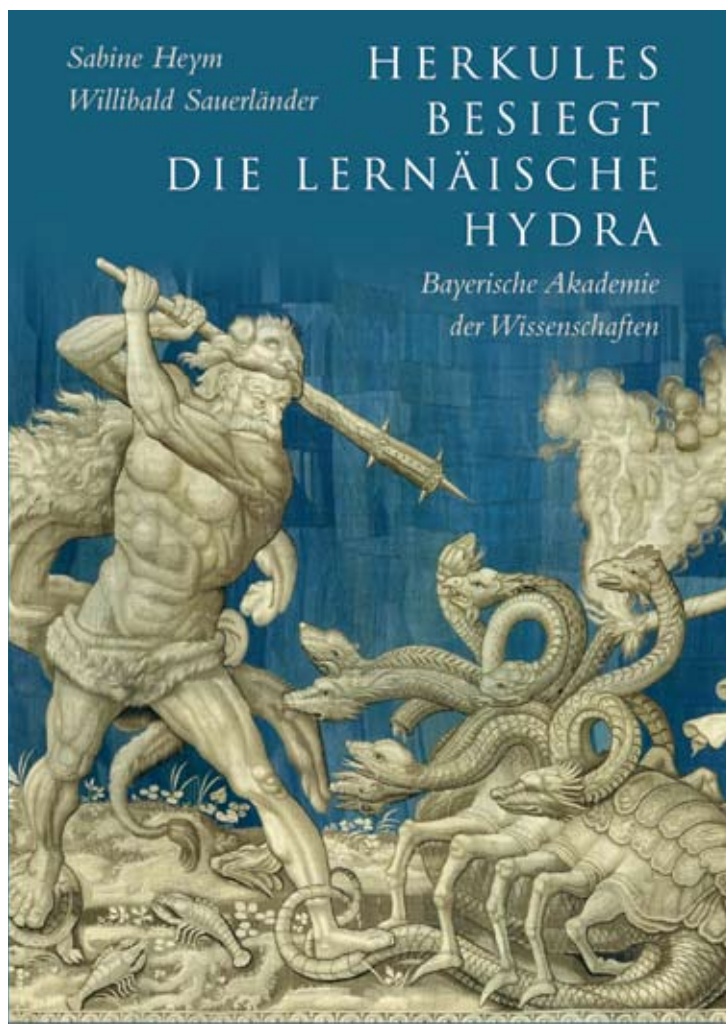
Abb. 4:
Frühmittelalterlicher Türzieher am Nordportal des Münsters.

Frauenwörth. Archäologische Bausteine zur Geschichte des Klosters auf der Fraueninsel im Chiemsee. München 2006, (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philologisch-historische Klasse, Abhandlungen, N. F. 126), Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Kommission beim Verlag C. H. Beck. ISBN 3 7696 0121 1, 158,00 €

KUNSTGESCHICHTE

Der bayerische Herkules

NEUERSCHEINUNG ZUR TAPISSERIE IM PLENARSAAL DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.



VON MARTIN SCHÜTZ

Im Vortragssaal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Münchner Residenz hängt seit 1959 als Dauerleihgabe der Bayerischen Schlösserverwaltung eine außergewöhnliche Tapisserie. Sie wurde nach einer Vorlage von Frans Floris in der Manufaktur von Michiel de Bos in Antwerpen

gewirkt und gehört zu der so genannten „Herkules-Folge“, die Herzog Albrecht V. für die Ausstattung des Festsalles im Dachauer Schloss um 1565 in Auftrag gab. Dargestellt ist der Kampf des Herkules mit der Lernäischen Hydra.

2003 ließ die Bayerische Akademie der Wissenschaften die Tapisserie mit Unterstützung der Messer-

schmitt-Stiftung nach Vorgaben der Bayerischen Schlösserverwaltung von der Manufaktur de Witt in Mechelen (Belgien) reinigen und von der Textil- und Gobelinmanufaktur Halle restaurieren.

Weitere Teppiche der „Herkules-Folge“ waren bis 1992 im Herkulesaal der Münchner Residenz zu sehen. Sie mussten jedoch aufgrund ihres schlechten Erhaltungszustandes durch Reproduktionen ersetzt werden. Nach der Konservierung ist die Tapisserie „Herkules besiegt die Lernäische Hydra“ die letzte aus der „Herkules-Folge“, die derzeit öffentlich zugänglich ist.

Museumsdirektorin Sabine Heym von der Bayerischen Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, und der Münchner Kunsthistoriker Willibald Sauerländer legen aus Anlass der Wiederaufhängung eine umfangreiche Abhandlung der Akademie vor, in der die Entstehung, Restaurierung und Neupräsentation der kostbaren Tapisserie sowie die kunsthistorische Einordnung der Darstellung in die nachantike Herkules-Ikonographie und deren wechselnde politische Bedeutung vorgenommen wird.

Sabine Heym/Willibald Sauerländer: Herkules besiegt die Lernäische Hydra. München 2006, (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Abhandlungen, N. F. 127), Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Kommission beim Verlag C. H. Beck. Geb. ca. 39,80 €





AUSSTELLUNG

Faszination Antike

DIE ARCHÄOLOGISCHE STAATSSAMMLUNG ZEIGT NOCH BIS ZUM 1. NOVEMBER 2006
EINE BEEINDRUCKENDE AUSSTELLUNG ÜBER HERCULANEUM.

VON ANDREA LORENTZEN

Am 24.8.79 n. Chr. wurde die mondäne Stadt am Golf von Neapel mitsamt der benachbarten Stadt Pompeji vom Vesuv verschüttet. Sie wurde erst im 18. Jahrhundert wiederentdeckt. Einzigartige Funde, die zum Teil erstmals außerhalb Italiens zu sehen sind, gehören zum Besten, was sich aus der Antike erhalten hat. Die Ausstellung präsentiert in 11 Räumen Marmorstatuen und Bronzeskulpturen, kostbare Wandmalereien, farbenprächtige Mosaik, Möbel aus Holz und Bronze, Goldschmuck und viele Alltagsgegenstände, die sich hervorragend erhalten haben. Gleichzeitig erzählt sie die dramatische Geschichte einer Naturkatastrophe, in deren Folge das Leben in den blühenden Städten am Golf von Neapel binnen kürzester Zeit vollständig erlosch.

Nach der Wiederentdeckung im 18. Jahrhundert faszinierten die genannten Orte als touristische Sensation Gelehrte, Adlige und Bürgerliche aus ganz Europa. Ihre antiken Kunstwerke inspirierten Architekten, Maler, Bildhauer und Literaten. Ein neuer Stil entstand und prägte eine ganze Epoche: der europäische Klassizismus. Er artikulierte sich in Architektur, Plastik und Malerei, in Interieur und Kunstgewerbe, in Kleidermode und Grabkunst. Längst waren zu den 1738 begonnenen Ausgrabungen von Herculaneum diejenigen anderer Vesuv-Ortschaften, vor allem von Pompeji und Stabiae, hinzugekommen. Dennoch blieb „herculanisch“ zunächst die Bezeichnung



MUSEO ARCHEOLOGICO NAZIONALE DI NAPOLI

für den neuen Stil, bildeten doch die frühen Funde aus Herculaneum den spektakulärsten Teil der wiederentdeckten Antike. Erst später setzte sich dafür das bis heute gebräuchliche „pompejanisch“ durch. Einzelne Motive, wie das der „geflügelten Genien“, der „spielenden Amorknaben“ oder des „Liebesmarktes“

(Abb. 3, 4) wurden zu regelrechten „Kultbildern“, wanderten durch die einzelnen Kunstgattungen von der Malerei über das Porzellandekor bis zu Literatur und Musik.

Das anspruchsvolle Ausstellungsprojekt – eine Kooperation der Antikensammlung im Pergamonmuseum

Abb. 1:
Läufer, Bronzeskulptur nach einem Original des griechischen Bildhauers Lysipp (4. Jh. v. Chr.). Aus der Villa dei Papiri.

Verschüttet vom Vesuv: Die letzten Stunden von Herculaneum

Ausstellung noch bis 1. November 2006 in der Archäologischen Staatssammlung München Lerchenfeldstr. 2
Öffnungszeiten:
tägl. außer Montag
9.30-17.30 Uhr
Do bis 21.00 Uhr
Führungen So 11.00 und 14.00 Uhr
Individuelle Führungen und Abendöffnungen nach Anmeldung:
Tel. 089-21124-02
www.herculaneum-ausstellung.de
und www.archaeologie-bayern.de



Abb. 2: Berlin, des Westfälischen Römermuseums Haltern und des Focke Museums Bremen – basiert auf einer langjährigen Zusammenarbeit mit der Obersten Denkmalbehörde von Pompeji und dem Archäologischen Nationalmuseum Neapel. 1. Jh. n. Chr.

Spektakuläre Inszenierungen

Zu Beginn der Ausstellung begibt sich der Besucher in die unterirdische Welt des meterhoch verschütteten Herculaneum. Dort trifft er auf die Skelettabgüsse jener Menschen, die zum Zeitpunkt der Katastrophe Schutz in den Bootshäusern am Strand suchten. Zu erkunden sind die Villen wohlhabender Römer und Überreste des antiken Theaters, das zufällig bei der Anlage eines Brunnens im Jahr 1709 gefunden wurde.

Abb. 3, 4: „Der Liebesmarkt“ in einem Aquarell (rechts) von Johann Heinrich Tischbein (1751–1829) und in dem Mittelrelief (S. 69) eines Prunkkamins, den Kaiser Napoleon der bayerischen Königin Karoline schenkte.

Verblüffend gut erhielten sich Funde aus organischen Materialien, wie etwa die Schriftrollen aus Papyrus, Nahrungsmittel oder hölzerne Möbel, von denen die ausgestellte Wiege aus dem Haus des Granius mit den darin gefundenen Überresten eines Säuglings

einen unmittelbaren Einblick in das persönliche Schicksal der Bewohner erlaubt. Von erlesener Qualität sind die zahlreichen Skulpturen aus den Jahrhunderten um Christi Geburt, darunter die beiden weltberühmten Läufer, die in der Villa dei Papiri gefunden wurden. Eine effektvolle Ausstellungsarchitektur und authentische Inszenierungen, Rekonstruktionen und Computeranimationen vermitteln aktuelle Forschungsergebnisse aus Archäologie, Geologie (Vulkanologie) sowie Anthropologie.

Antikenrezeption in Bayern

Die Ausstellung erfährt in München eine beträchtliche inhaltliche Erweiterung und dokumentiert in eigenen Ausstellungsbereichen den besonderen Stellenwert der Antikenrezeption im Veranstaltungsland Bayern. Sie trägt darstellungsthematisch auch dem Umstand Rechnung, dass die Großregion München bei Ausbruch des Vesuvs bereits auf dem Territorium des Römerreiches lag und das heutige Südbayern von jener Blütezeit römischer Zivilisation ebenfalls mitgeprägt wurde – über das Mittelalter hinaus bis zur intensiveren Beschäftigung der Hu-

manisten mit den antiken Schriften. Doch erst nach der Wiederentdeckung Herculaneums im frühen 18. Jahrhundert entstand das antike Erbe im Zeitalter des Klassizismus gleichsam neu. Einen gewichtigen Anteil hatte hierbei nicht zuletzt die Bayerische Akademie der Wissenschaften, deren Aktivitäten zur Erhellung der vielfältigen historischen Beziehungen zwischen Italien, Bayern und dem übrigen Europa in einem gesonderten, reich illustrierten Ergänzungsband mitbehandelt wird, der unter dem Titel „Vorbild Herculaneum. Römisches Bayern und Antikenrezeption im Norden“ zusätzlich zum Hauptkatalog der Ausstellung erscheint.

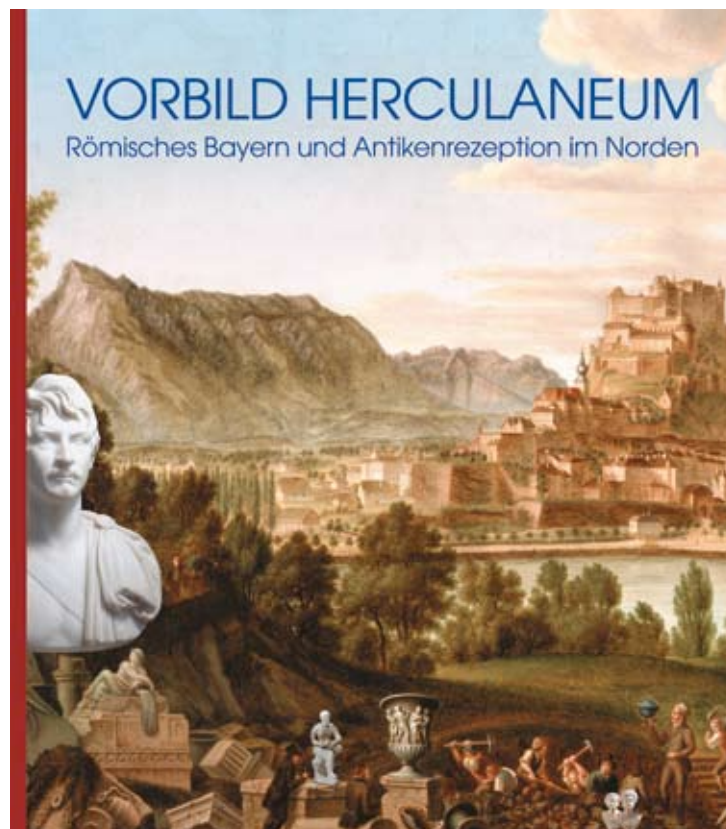
In Bayern war es vor allem der italienbegeisterte König Ludwig I., der, angeregt durch seine zahlreichen Italienreisen und wiederholten Besuche der Ausgrabungen am Vesuv, dem neuen Stil huldigte. So wurde München neben Berlin zu einem Zentrum des deutschen Klassizismus, in der Ära Ludwigs I. sogar zur Kunstmetropole Deutschlands. Beredte Beispiele seines engagierten Wirkens zur Bewahrung und Erneuerung des antiken Kulturerbes sind u. a. die klassizistische



Ausgestaltung Münchens, der Bau des Pompejanums in Aschaffenburg (mit Bildmotiven aus Herculaneum) und seine – nach dem Übergang Salzburgs an Österreich nicht weiter verfolgte – Intention, auf dem Territorium des antiken Juvavum ein „deutsches Pompeji oder Herculaneum emporsteigen“ zu lassen.

Ähnlich wie der neapolitanische König Karl III. von Bourbon, der die Ausgrabungen von Herculaneum und Pompeji als Aufgabe im Dienst der Bildung einer Nation begriff und deren prestigeträchtigen Wert für sein Land erkannte, ließ Ludwig I. bereits als Kronprinz seit 1815 durch Mitglieder der Akademie in München – wie im Ergänzungsband näher ausgeführt wird – „auf klassischem Boden“ des jungen Königreichs – insbesondere bei Salzburg und Tacherting (Lkr. Traunstein) – archäologische Sicherungsgrabungen im Bereich reich ausgestatteter römischer Landsitze zur Erhellung und wirksamen Vermittlung der „Vaterländischen Geschichte unter den Römern“ anhand authentischer Anschauungsobjekte durchführen.

Ausstellung und Begleitbände wollen damit, so die Herausgeber, „zugleich mit der Betrachtung der historisch ererbten römischen Fundamente Bayerns den Blick schärfen für die Bedeutung, die den Ausgrabungen von Herculaneum und Pompeji seit dem 18. Jahrhundert nördlich der Alpen zukommt. Denn die Wiederentdeckung der im Jahre 79 n. Chr. untergegangenen Städte am Vesuv markiert nicht nur den Beginn der Archäologie als Wissenschaft und der modernen Altertumskunde; sie ist auch Bestandteil einer geistesgeschichtlichen Entwicklung, in der Europa durch Aufdeckung des verschütteten römischen Kulturerbes zu einer neuen Form der Umgangs mit der eigenen Geschichte findet“ (D. Richter, L. Wamser).



Dieter Richter/Ludwig Wamser (Hg.): *Vorbild Herculaneum. Römisches Bayern und Antikenrezeption im Norden*. München 2006, (= Schriftenreihe der Archäologischen Staatssammlung 4). 264 S., 275 Abb., 24,00 €. Zu beziehen über die Archäologische Staatssammlung München www.archaeologie-bayern.de/mu_bu_best.pdf oder per Fax 089-21124-401

Umfangreiches Rahmenprogramm und museumspädagogisches Angebot

Bis Ende Oktober sind innerhalb des Rahmenprogramms zahlreiche Veranstaltungen vorgesehen, die sich mit dem Thema Herculaneum befassen (siehe www.archaeologie-bayern.de). Dazu gehören neben einem umfassenden Führungsprogramm eine Vortragsreihe, Lesungen, ein italienisches Open-Air-Konzert, Lukullisches unter dem Motto „Culinarisches Campanien“, Sonntagsausflüge und eine exklusive Reise an den Golf von Neapel. Mit dem Museumspädagogischen Zentrum München (MPZ) wurde ein vielfältiges Schulprogramm für alle Altersstufen und ein Aktionsprogramm „Museum für Alle“ entwickelt.

Vortrag in der Akademie

Am 24. Oktober 2006 wird der Direktor der Archäologischen Staatssammlung, Prof. Ludwig Wamser, im Plenarsaal der Bayerischen Akademie der Wissenschaften einen öffentlichen Vortrag

mit dem Titel „Ludwig I. auf der Suche nach einem deutschen Herculaneum“ halten, in dem er v. a. die Bedeutung des Regenten als Ausgräber, Sammler, Bewahrer und Vermittler „römisch-vaterländischer“ Kunst und Kultur im Königreich Bayern behandelt. Beginn: 18.00 Uhr.

Die Autorin ist in der Archäologischen Staatssammlung zuständig für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.



VORSCHAU

Oktober bis Dezember 2006

9.–13. Oktober 2006

Bild und Zeit. Temporalität in Bildender Kunst und Kunsttheorie um 1800 und seitdem

Interdisziplinäre deutsch-französische Tagung in Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft und Philosophie in der Carl Friedrich von Siemens Stiftung und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Einladung erforderlich. Weitere Informationen bei: Schelling.Kommission@lrz.badw-muenchen.de

16. Oktober 2006

Natur und Mensch in Mitteleuropa im letzten Jahrtausend

Rundgespräch der Kommission für Ökologie.

Sitzungssaal der Phil.-hist. Klasse, 9.00 bis 19.00 Uhr

Schriftliche Anmeldung bei der Kommission oder per E-Mail: post@oekologie.badw.de

23. Oktober 2006

Das griechische Symposion – mehr als nur Essen und Trinken

Öffentlicher Vortrag von Dr. Nicola Hoesch, München. Vortragsreihe „Essen und Trinken“ der Sprecher der hauptberuflich tätigen wissenschaftlichen Mitarbeiter der BAdW. Plenarsaal, 16.00 Uhr

24. Oktober 2006

Ludwig I. auf der Suche nach einem deutschen Herculaneum

Öffentlicher Vortrag von Prof. Dr. Ludwig Wamser, Direktor der Archäologischen Staatssammlung. Plenarsaal, 18.00 Uhr

Weitere Informationen dazu finden Sie auf S. 69.

7. November 2006

Wie das Internet Unternehmen und Märkte verändert

Öffentlicher Vortrag von Prof. Dr. Arnold Picot, München. Wintervortragsreihe der BAdW „Aktuelle Fragen an die Wirtschaftswissenschaft“. Plenarsaal, 18.00 Uhr

Bitte beachten Sie auch die beiliegende Einladung.

20. November 2006

Von Wasser und Fleisch zu Wein und Brot: Wechsel der Ernährung in der Evolution des Menschen und die „Erfindung des Ackerbaus“

Öffentlicher Vortrag von Prof. Dr. Josef Reichholf, München

Vortragsreihe „Essen und Trinken“ der Sprecher der hauptberuflich tätigen wissenschaftlichen Mitarbeiter der BAdW.

Plenarsaal, 16.00 Uhr

21. November 2006

Wirtschaftswissenschaftliche Politikberatung – Erfolge und Misserfolge

Öffentlicher Vortrag von Prof. Dr. Wolfgang Wiegand, Regensburg. Wintervortragsreihe der BAdW „Aktuelle Fragen an die Wirtschaftswissenschaft“.

Plenarsaal, 18.00 Uhr

Bitte beachten Sie auch die beiliegende Einladung.

2. Dezember 2006

Feierliche Jahressitzung

Festvortrag: Prof. Dr. Hans Maier „Apotheose und Denkmalsturz. Diktatoren im 20. Jahrhundert“.

Herkulesaal, 10.00 Uhr
Einladung erforderlich.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

PROF. DR. JUR. DIETMAR WILLOWEIT
PRÄSIDENT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

CHEFREDAKTION

MARTIN SCHÜTZ,
PRESSEREFERENT DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

ART DIRECTION

TAUSENDBLAUWERK,
MICHAEL BERWANGER
INFO@TAUSENDBLAUWERK.DE

REDAKTIONSANSCHRIFT

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
PRESSESTELLE
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN
TEL. 089-23031-1141
FAX 089-23031-1285
PRESSE@BADW.DE

AUTOREN DIESER AUSGABE

GÜDE BEMMANN
PROF. DR. MARTIN BENTZ
PROF. DR. VOLKER BIERBRAUER
DR. JENS-ARNE DICKMANN
PROF. DR. THOMAS O. HÖLLMANN
DR. NICOLA HOESCH
PROF. DR. RALF VON DEN HOFF
PD DR. MICHAELA KONRAD
DR. ANDREA LORENTZEN
DR. FELIX PIRSON
MARTIN SCHÜTZ, M. A.
PROF. DR. MICHAEL P. STRECK
PROF. DR. GÜNTER ULBERT
PROF. DR. LUDWIG WAMSER
DR. WERNER ZANIER

VERLAG

BAYERISCHE AKADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN
ALFONS-GOPPEL-STRASSE 11
80539 MÜNCHEN

ISSN: 1436-753X

ANZEIGEN

PREISE AUF ANFRAGE BEIM
PRESSEREFERENTEN DER BAYERISCHEN
AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

GESAMTHERSTELLUNG

LANDESAMT FÜR VERMESSUNG UND
GEOINFORMATION
ALEXANDRASTRASSE 4
80538 MÜNCHEN

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAdW enthalten. Alle Texte dieser Ausgabe dürfen ohne Genehmigung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften bei Nennung des Autors und der Quelle reproduziert werden. Um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den jeweiligen Inhabern der Bildrechte abzuklären. Sie finden das Magazin auch als PDF (Portable Document Format) im Internet unter <http://www.badw.de>. Zum Lesen dieser Datei benötigen Sie das frei erhältliche Programm Adobe Acrobat Reader. Kostenloser Download der deutschen Version unter: <http://www.adobe.de/products/acrobat/>